

Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie
Band: 60 (1970)
Heft: 3

Artikel: Ignaz von Döllinger als Hochschullehrer (1799-1890)
Autor: Pfister, Paul F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-404511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ignaz von Döllinger als Hochschullehrer (1799–1890)

Nachdem in der «Revue Internationale de Theologie» und in dieser Zeitschrift schon der Schriftsteller¹ und Politiker² Döllinger gewürdigt worden ist, sei in dieser Skizze der Frage nachgegangen, ob Döllinger, der während 65 Jahren dem Lehrkörper der Münchner Universität angehörte und ihr mehrmals, zuletzt im Jahr der Vierhundertjahrfeier als Rektor Magnificus vorstand, existentiell oder durch seine Aussagen uns in den derzeitigen alle Welt beeindruckenden Problemen der Bildung, insbesondere der Universitätsreform, hilfreich sein kann, auch dann, wenn sich die Verhältnisse inzwischen grundlegend geändert haben.

Anstoss hierzu bot die wiederholte Wahrnehmung, dass dieser bedeutende Kirchenhistoriker und geistvolle Theologe des 19. Jahrhunderts, der uns durch die kirchlichen Ereignisse im katholischen Raum vor hundert Jahren wieder näherrückt, in vielen Positionen seiner Zeit weit voraus geeilt ist.

Auch wenn die Ausbeute in der Frage der Hochschulreform für unsere heutigen Probleme gering sein sollte und Döllingers Meinungen uns zu selbstverständlich und zu einfach anmuten mögen, lohnt es sich dennoch, Döllinger auch als Hochschullehrer etwas genauer ins Auge zu fassen. Vielleicht werden wir manche seiner Intentionen verstehen und Döllinger gerechter beurteilen lernen. Diese Studie hätte ihren Dienst aber auch dann erfüllt, wenn sie manche Leser anregen würde, Döllingers Werke, auf die hier nicht eingegangen werden will, selber einzusehen. Vom Inhalt ganz abgesehen, schon die klare Schönheit der Diktion Döllingers bietet dem Leser einen Genuss, den man bei der Lektüre moderner theologischer Werke immer seltener empfindet.

I. Vorbereitung auf die spätere Lebensaufgabe

Dass Elternhaus und Jugendeindrücke für die Grundausrichtung vieler Menschen eine entscheidende Bedeutung besitzen, bestä-

¹ Revue 1909, Nrn. 66, 67, 68, und 1910, Nrn. 69, 70, 71, 72: Dr. Menn, Döllinger als Schriftsteller.

² IKZ 1913, S. 324–348: W. Heim, Döllinger als Politiker.

tigen fast alle Biographien und Selbstbekenntnisse. Dasselbe können wir auch bei Döllinger feststellen.

Seine Vorfahren standen im mittleren Beamtdienst von Adligen der Fürstbischöfe von Würzburg. Doch schon der Grossvater war Arzt und Organisator der medizinischen Fakultät in Bamberg. Auch der Vater Ignaz, geb. am 24. Mai 1770, studierte nach Absolvierung des Gymnasiums Medizin, und, wie es damals üblich war, auch Kantsche Philosophie. Nach Studien in Würzburg, Wien und Pavia liess er sich ebenfalls in Bamberg nieder, wo ihn der Fürstbischof 1794 zum ordentlichen Professor der Kräuterlehre ernannte. In Therese Schuster, der Tochter des angesehenen Hofkammerrates Thomas Schuster, gewann er 1798 seine fürsorgliche Gattin, die ihm am 28. Februar 1799 das älteste von acht Geschwistern schenkte. Dieser Johann Joseph Ignaz hatte mithin das grosse Glück, einer Familie anzugehören, die beste Voraussetzungen für eine günstige Entwicklung von Geist und Gemüt bot.

Manche meinten in dem späteren Hochschullehrer die Wärme des Herzens zu missen. Ganz hat sie sicherlich nicht gefehlt. Zwar hat Döllinger den Priesterberuf hauptsächlich der Theologie zuliebe gewählt, der er, auf kleiner Dorfpfarrei in seine Bücher versenkt, zu dienen wünschte. Immerhin wurde er, und zwar gegen den Wunsch des Vaters, Priester. Trotz einer freilich nur kurze Episode gebliebenen aufkeimenden Liebe³ hat er das Opfer der Ehelosigkeit auf sich genommen. Möglicherweise trug das Vorbild der frommen Mutter, mit der er sich zeitlebens besonders verbunden fühlte und die sich oft von ihm aus Zschokkes «Stunden der Andacht» vorlesen liess, zu diesem Entschluss nicht unwesentlich bei⁴, neben den Eindrücken, die er vom kirchlichen Leben einer tiefgläubigen heilen Welt der bambergisch-würzburgischen Lande mit ihren Domen, Kapellen und Wegkreuzen und mit den herrlichen Denkmälern eines allerdings zerfallenden Reiches empfing.

Hat Döllinger von seiner Mutter auch ein intuitives Schauen geerbt? Ein Erlebnis des Kindes lässt es fast vermuten. Der Zehnjäh-

³ Luise von Kobell, Ignaz von Döllinger, S. 3.

⁴ Da der Vater die Wissbegierde des Sohnes in theologischen Fragen nicht immer beantworten konnte oder wollte, meinte er, dem Vater gehe das Wissen ab; «wenn du die Theologie erlernst, wirst du vieles begreifen ... und *der Mutter Auskunft geben können*.» Dieser Gedanke befestigte sich so in ihm, dass er bald nichts anderes mehr wusste, als dass er Theologe werden solle.» Friedrich, Ignaz v. Döllinger I, S. 69.

rige hatte des Vaters Unzufriedenheit mit kirchlichen Zuständen er-
fühlt. Eines Tages fiel ihm ein Bildchen des Heiligen Bernhard in die
Hände. Darauf war zu lesen: *Utinam mihi liceret videre ecclesiam
sicut in diebus antiquis*⁵. Das erweckte in ihm das brennende Verlan-
gen, diese alte Kirche kennenzulernen. Im nachhinein wissen wir, was
die *alte Kirche*, die Kirche der Frühzeit, später für Döllinger bedeu-
tet hat.

Döllingers Eifer, sein warmherziges Eintreten für die unver-
zichtbaren Werte der Kirche⁶, für die Einheit bis zur Sorge für die
notwendigen Instrumentarien, die der Kirche Einfluss und Wirk-
möglichkeit sichern, also für eine auf der Höhe der Zeit stehende
kirchliche Presse und für den die Nöte der Diaspora mildernden
Bonifatiusverein⁷, wurzelt in der frommen Kindheit, in der unge-
heuchelten kirchlichen Treue der Mutter, in dem blitzartigen Er-
kennen des sehnlichen Wunsches St. Bernhards, der der Unruhe sei-
nes eigenen Herzens in der Sorge um seinen Vater eine Lösung an-
bot. Kindheitserlebnisse, mögen sie auch in das Unterbewusstsein
zurücksinken, haben sich schon oft als geheime Triebfeder dessen
erwiesen, was der reife Mann aus vernünftigen Erwägungen an-
packt. Auch der Vater kümmert sich nachhaltig um die Erziehung
seines Sohnes. Von ihm erhielt er Unterricht im Französischen, wie
Döllinger mitteilte. «Zehn Jahre alt las ich bereits in Corneille und
Molière, verschlang ich begierig alles Französische, dessen ich hab-
haft werden konnte.» Ein Schottenmönch brachte ihm Englisch bei.
Die klassischen Sprachen waren ihm in frühester Jugend vertraut.
Später hat er sich, dessen Sprachtalent sich mit einem phänomena-
len Gedächtnis verband, noch Kenntnisse in Spanisch und Portu-
giesisch angeeignet. In die Bücher war er so verliebt, dass es selbst
dem Vater zuviel wurde⁸. Dass Döllinger doch kein blosser Stuben-
gelehrter geworden, verdankt er wahrscheinlich zwei Umständen.

⁵ Friedrich I, S. 68.

⁶ Döllinger trat z. B. in der Paulskirche für Selbstverwaltung der Kir-
che ein. Sie soll nicht mehr genötigt sein, «eine Maschine des Polizeistaates,
Gegenstand zugleich und Werkzeug bürokratischer Administration zu
sein» (Kleine Schriften, S. 9). Döllinger hat die freie Kirche im freien Staat
gewollt, ohne doch einer völligen Trennung von Kirche und Staat das Wort
zu reden. Er war allerdings der Meinung, in seinem eigenen Gebiet sei der
Staat allein berechtigt.

⁷ Am 4. Oktober 1849 in Regensburg auf Anregung Döllingers gegrün-
det.

⁸ Döllinger liebte die Bücher so sehr, dass er, falls er nicht studieren
könne, Buchbinder werden wolle.

Die sieben Geschwister⁹, verschiedenen Interessengebieten zugeeignet, mögen ihn in die Wirklichkeit zurückgeholt haben. Sein wacher Geist aber entzündete sich an den politischen Ereignissen des grossen Freiheitskrieges, des Tiroleraufstandes, der Gefangenschaft Pius VII, die seiner langwährenden Napoleonschwärmerei den Todesstoss versetzte. Im jugendlichen Alter kamen Freundschaften hinzu, so die mit dem Dichter Graf von Platen.

Obwohl Döllinger den Vater gefürchtet hat, darf dessen Einfluss nicht unterschätzt werden. H. R. Riehl¹⁰ nannte Döllinger einmal «ein Genie der Rezeptivität und Kritik». Auch der Vater konnte sich in der Polemik zu sarkastischer Verspottung hinreissen lassen. Dennoch erfreute sich dieser einer hohen Wertschätzung, als Wissenschaftler und als akademischer Lehrer. Er hat mit Oken und Karl von Baer den Evolutionsgedanken in die Biologie eingeführt. Mit Chr. Pander und dem Zeichner Alton beobachtete er erstmals biologisch exakt die embryonale Entwicklung des Hühner-eis. Die Hörer bewunderten seine Geschicklichkeit, den Lehrstoff wie neu zu entfalten. Übrigens unterhielt der Physiologe in seiner Wohnung ein Laboratorium. Durch die Untersuchungen des Vaters angeregt, betrieb der Sohn auf der Universität eifrig naturwissenschaftliche Studien, besonders Botanik, Mineralogie und sogar Insektenkunde.

Schon in seiner Bamberger Zeit stand Döllingers Vater in vertrautem Verhältnis zu Schelling. Er teilte dessen Überzeugung von der Teilhabe jeder Wissenschaft am Absoluten, d. h. am Göttlichen. J. Speigl¹¹ verweist sehr richtig auf die vom Kirchenhistoriker Döllinger gern gebrauchten Bilder vom Baum, vom Organismus. Die Annahme scheint nicht unberechtigt, dass der Vater, der schon «Betrachtungen über das Wesen der deutschen Universitäten» angestellt hatte, gleicherweise wie der Sohn darin von Fr. W. Schelling inspiriert worden ist, mögen beide sich von Schellings Naturphilosophie auch allmählich wieder distanziert haben.

Nach glänzendem Abitur, in dem er sich auch in Mathematik auszeichnete, erhofft sich Döllinger von der Alma Mater in Würzburg wahrscheinlich allzuviel. Philosophie, darunter auch Natur-

⁹ Thomas wurde ein vielreisender Botaniker, Friedrich Arzt, Mcritz Musiker, Martha starb früh, Amalie und Anna wurden Arztfrauen.

¹⁰ W. H. Riehl, Religiöse Studien eines Weltkindes, S. 293.

¹¹ Jakob Speigl, Traditionslehre und Traditionsbeweis in der historischen Theologie J. Döllingers, Essen 1964, S. 2.

wissenschaft, wird belegt. Botanische Exkursionen begeistern ihn. Dagegen vermögen die Lehrer der Theologie ihm wenig zu bieten: «Goethes Erfahrungen (gleich der meinen), dass er wohl aus Büchern, aber nicht aus zusammenhängenden Kathedervortrag lernen könne», veranlassen den Theologiestudenten, sich Bücher aus der Bibliothek zu leihen, darunter auch die *Dogmata Theologica* des Petavius. Die damaligen Zustände beleuchtet ein spätes Geständnis: «In meinen Studienjahren gab es noch keine katholischen Kirchenhistoriker. Weder in Würzburg noch in Bamberg fand ich einen Mann, der mir hätte sagen können, wo ich angreifen sollte. Zehn Jahre meines Lebens vergingen, ohne dass ich eigentlich wusste, was ich Nützlichem arbeiten könnte¹².»

Ein Zwang, bestimmte Vorlesungen zu besuchen, bestand offenbar in Würzburg nicht. Auch der Vater hatte völlige Freiheit belassen, da ihm «die durch Statuten zu einer Vorlesung gezwungenen Studenten vorkamen wie die Juden in Rom, welche damals des Sonntags in die christliche Predigt getrieben wurden¹².» Der Professor hat allerdings etwas anders gedacht.

Nach Besuch des Priesterseminars in Bamberg war Döllinger durch ein breitgefächertes Studium, wie auch durch das aufgeschlossene Erleben der enttäuschenden Restauration und Hoffnung erweckenden Romantik vorbereitet, um nach kurzer Kaplanszeit im fränkischen Marktflecken Scheinfeld 1823 dem Ruf¹³ zur Übernahme einer Professur für Kirchengeschichte und Kirchenrecht in Aschaffenburg folgen zu können – als erst vierundzwanzigjähriger.

II. Der Professor

Schon äusserlich erweckt das Lenbach-Porträt den Eindruck eines typischen Professors und Gelehrten. Eine hagere Gestalt, ein etwas eingefallenes Gesicht, das Respekt einflösst und dessen markante Züge von kritischem, den Dingen auf den Grund gehenden Nachdenken zeugen. Tilman Riemenschneider hat solche fränkischen Köpfe gemeisselt.

Döllinger muss nach den Schilderungen eine fast knorrige, in sich ruhende Persönlichkeit gewesen sein. Die strahlend blauen Augen konnten skeptisch blicken, im Streitgespräch blitzen.

¹² Friedrich I, S. 75, 76, 98.

¹³ Der Vater hat dabei etwas Vorsehung gespielt. Friedrich, S. 142.

Wie Friedrich berichtet, hat der Anblick des Toten Frau von Sicherer zum Ausruf veranlasst: «wie gleicht er Dante¹⁴.» Döllinger liebte den Dichter der Divina Comedia, den Kündler des Ewigen.

Was jedem an Döllinger sofort auffiel, war dessen Anspruchslosigkeit. In einer Zeit der Quasi-Verpflichtung zum Konsum darf daran erinnert werden, dass Döllinger um den Zusammenhang von Bedürfnislosigkeit und geistiger Schaffenskraft noch wusste. Im Sommer stand Döllinger um vier, im Winter um fünf oder halb sechs Uhr auf. Am Abend begnügte er sich mit Wasser, Brot und einem Apfel. Das Mittagessen war etwas reichlicher. Aber ungern unterliess er den täglichen, manchmal ausgedehnten Spaziergang. Im Urlaub entspannte er sich auch durch belletristische Lektüre. Offenbar gelang es ihm gut, die vitalen Kräfte in geistige Potenzen zu transponieren. Sicher verdankte Döllinger seine stauenswerte geistige und körperliche Frische bis kurz vor seinem Tod am 10. Januar 1890 dieser bescheidenen, geregelten Lebensführung.

Über seine Arbeitsweise wissen wir nicht viel. Gern benutzte er die Stille der Morgenfrühe, um in völliger Ungestörtheit studieren zu können. Die ihm eigene Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt in der Überprüfung historischer Sachverhalte liess ihn häufig zögern, begonnene Arbeiten zu Ende zu führen, sei es dass er glaubte, noch neues, oft schwer zugängliches Material beschaffen zu müssen, sei es dass er sich in eine Spezialfrage verbiss. Nicht selten aber schlugen ihn ganz neu auftauchende Probleme oder auch Zeitereignisse so in den Bann, dass er sein ursprüngliches Vorhaben beiseite legte oder aufschob, leider manchmal *ad calendas graecas*. Die hinterlassenen Manuskripte, Notizen und Materialsammlungen (z. B. über das Tridentinum) erbringen dafür einen schmerzlichen Beweis.

Peinlich war es, wenn Döllinger Verlegern schon feste Zusagen gemacht hatte. Offenbar standen den Professoren damals noch weniger bezahlte Assistenten zur Verfügung als heute. Döllingers langjähriger Sekretär Woker, aber auch Huber, Friedrich, zuletzt Reusch gingen ihm etwas zur Hand. Letzterem, der sich mit dem alternden Döllinger schwer tat, ist denn auch die Vollendung des Werkes über die Moralstreitigkeiten des 16. Jahrhunderts zu danken. Viele Pläne, die grosse Kirchengeschichte, Enzyklopädie, u. a.

¹⁴ Friedrich III, S. 682.

waren auch damals nur durch Teamarbeit zu verwirklichen. Döllinger hat deshalb oft versucht, Gleichgesinnte für Zeitschriftengründungen oder gemeinschaftliche Vorhaben zu gewinnen. Die «Allgemeine deutsche Biographie» – ein nationales Standardwerk – ist übrigens durch Rankes Vermittlung in der bayerischen historischen Kommission von Döllinger beantragt worden.

Seiner wissenschaftlichen Forschung kam Döllinger seine geradezu einmalige Literaturkenntnis zustatten. Da er alle darin übertraf, bestellte man schon 1837 den jungen Professor zum Oberbibliothekar¹⁵ der immerhin schon damals über 150 000 Bände umfassenden Universitätsbibliothek München.

Ähnlich wie Newman fühlte Döllinger sich verpflichtet, seine Talente auch der Öffentlichkeit, Kirche und Staat zur Verfügung zu stellen. Er hat den Mut und das Verantwortungsbewusstsein bewiesen, in die Tagespolitik einzugreifen, nicht immer in dem von der Hierarchie erwarteten Sinn¹⁶. Wie er sich nicht leicht von einer wissenschaftlichen Überzeugung abbringen liess, so auch nicht von seinen staats- oder kirchenpolitischen Vorstellungen. Die Odeonsvorträge z. B. schlugen hohe Wellen¹⁷. Fühlte sich Döllinger zu Unrecht angegriffen, konnte er, der alle Register der Rhetorik beherrschte, hart zuschlagen. Als Debattenredner und Polemiker war er geradezu gefürchtet.

Aber wie ihm alles Tumultuarische und Vulgäre zuwider war, zog es ihn – auch darin ein echter Professor – immer wieder in die Stille seines Studierzimmers zurück. So freute er sich, als König Ludwig I. seiner Tätigkeit in der bayerischen Ständekammer ein Endesetzte¹⁸. Döllingers war und blieb doch mehr ein Mann der Feder,

¹⁵ Friedrich III, S. 372.

¹⁶ In der ersten Kammer z. B. trat Döllinger im Gegensatz zu seinem Erzbischof für zusätzliche Armenpflege, allerdings auch für eine Zusammenarbeit der staatlichen und freien Wohlfahrtspflege ein.

¹⁷ Am 5. und 9. April 1861 gehalten, wollte Döllinger der Angst entgegenreten, mit dem zu erwartenden Ende der weltlichen Macht würde das Papsttum als solches gefährdet. Döllinger zeigt fünf Möglichkeiten zur Lösung der Römischen Frage auf. – Die Frage wurde von Döllinger eingehend behandelt in «Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat», München 1861. Döllinger suchte die über seine Vorträge entstandene Aufregung durch eine – eigentlich unnötige – Erklärung abzuschwächen. Die «Römische Frage» wurde unter Pius XI. durch den Lateranvertrag (12. Dezember 1929) gelöst. Dadurch wurde der Vatikan als neutrales unverletzliches Gebiet erklärt. Auch nach Fries lässt sich nichts grundsätzlich gegen die Vorträge einwenden. Heinrich Fries, Newman und Döllinger, S. 50.

¹⁸ Siehe Lola-Montez-Affäre, Friedrich II, S. 314–341.

der Wissenschaft als der Tat. Dies war ein Hauptgrund – neben anderen –, dass er sich nicht an die Spitze der altkatholischen Bewegung stellen liess, obwohl er ihr die Richtung gewiesen und sich stets zu ihr gerechnet hat – soweit diese sich nicht als schismatische Kirche, sondern als im alten katholischen Glauben beharrende «Notgemeinschaft» selbst verstand¹⁹. Nach Wokers Urteil war er Katholik, insofern ihm die katholische Kirche geschichtliche Kontinuität verbürgte, das Allumfassende durch alle Zeiten; er war Katholik, insofern die katholische Kirche Raum bot für alle und das Allumfassende darstellt für die Gegenwart²⁰.» Katholik blieb er nicht im konfessionalistischen Sinn, genau wie seine Gesinnungsfreunde, die Altkatholiken. Denn nicht er, sondern die Kirche hat sich geändert, hat Döllinger selbst erklärt. Was 1848 noch ein blosses Phantasiegebilde gewesen sei, sei jetzt eine Realität: «Die Dinge haben sich geändert, und das ehemalige Gespenst hat Fleisch und Blut angenommen²¹.»

Damit kommen wir zu dem, was eigentlich der Name «Professor» aussagt und meint. Döllinger war *Bekenner*. Deshalb wurde seine Person so umstritten, bis in unsere Tage!

¹⁹ Viel wurde und wird darüber geschrieben, ob Döllinger, der davor warnte «Altar gegen Altar zu stellen», der sich als Einsamer bezeichnete, der sich geistlicher Amtshandlungen enthielt, in der Liebfrauenkirche kurz vor seinem Tod betend von Charlotte von Blennerhassel gesehen worden sein soll, sich als Romkatholik – wenn auch bestrafte – oder als Altkatholik verstanden habe. Das Problem löst sich ganz einfach. Weder Döllinger, noch die «Alt»-Katholiken liessen sich aus der Kirche hinausdrängen. In einem Brief an H. Thiersch (Friedrich III, S. 582) schrieb er: «Aus der Kirche will ich mich nicht hinausdrängen lassen, und so denken, glaube ich, fast alle, die jetzt gegen das neue Dogma sich wehren. Wir bleiben, wir trennen uns nicht von der grossen Gesamtheit, aber wir protestieren und appellieren – Gott das Übrige überlassend.» Tatsächlich hat *Rom* sich von den Altkatholiken (und von Döllinger) getrennt, die im alten Bekenntnis verharren. Die römisch-katholischen Bischöfe haben verboten, den Altkatholiken zugewiesene Gotteshäuser mitzubeneutzen, wozu die Altkatholiken bereit waren. Die protestierenden Katholiken waren zur Notseelsorge gezwungen, und sind es noch. Sie gaben nichts Wesentliches auf. Die Namengebung ist nur steuerlich bedingt. Lange setzte man «Alt» in Klammer. – Im übrigen konnte sich Döllinger dem altkatholischen Bischof Reinkens wegen der besonderen staatskirchenrechtlichen Bestimmungen Bayerns nicht unterstellen. Die Lage der Altkatholiken Bayerns wurde erst nach Döllingers Tod geändert. Siehe hiezu auch: W. Krahl: Döllinger als Altkatholik, in *Alt-Katholische Kirchenzeitung* 1969, Nr. 5, 6 und besonders 7, S. 55, Ferner Friedrich III S. 615, und R. Keussen, Döllinger und die altkatholische Kirche, in *IKZ* 1936, S. 168.

²⁰ *IKZ* 1913, S. 4, 5, 6.

²¹ Friedrich III, S. 472.

Gern sei anerkannt, dass einige deutsche römisch-katholische Theologen wie Fries²², Speigl²³, Conzemius²⁴ sich um ein besseres Verständnis Döllingers ehrlich bemüht haben: Eine späte und notwendige Anerkennung des von seiner Kirche Verfemten, der bald die volle kirchliche Rehabilitierung folgen möge. Dennoch bedürfen einige Urteile einer Richtigstellung bzw. Ergänzung.

1. Es ist zu begrüßen, wenn Fries mit den bisherigen Vorwürfen aufräumt, Döllinger sei deshalb zum Antipoden des papalistischen Systems geworden bzw. habe sich nicht unterworfen, weil er in seinem Professorenstolz gekränkt gewesen sei, etwa, weil man ihn nicht zum Vatikanum I berufen habe. Demgegenüber gibt Fries zu: «Es wäre ungerecht, Döllingers Weg vor und nach dem Vatikanum mit einfachen Formeln: Mangel an Demut und kirchlichem Sinn, Verbohrtheit, Trotz, Gelehrtdünkel, gekränkter Stolz, wissenschaftlichem Ressentiment abzutun²⁵.»

Döllinger hat Ehre nie gesucht. Die Ehre eines Mannes wie Döllinger, wie vielleicht jedes Geistesarbeiters, sind seine Leistungen, seine Werke und Bücher. Die Döllingers füllen ein Regal. Weniger gelobt, aber mehr gelesen zu werden hat sich sicher auch ein Döllinger gewünscht. Die zahlreichen Ehrungen²⁶ haben Döllinger nicht stolz gemacht. Insofern sie dazu beitrugen, seinem Wort mehr Geltung zu verschaffen, konnte er sie guten Gewissens bejahen. Gefreut, obgleich auch als Last empfunden, hat es Döllinger, als ihm sein König nach der Suspendierung a divinis sein Vertrauen bewahrte, indem er ihn nach dem Tode Liebigs 1873 zum Vorsitzenden der bayerischen Akademie ernannte²⁷. In dieser Eigen-

²² Heinrich Fries, Newman und Döllinger, in Newman Studien, I. Folge, Nürnberg 1948.

²³ Speigl Jakob, Traditionslehre und Traditionsbeweis in der Historischen Theologie I. Döllingers, Essen 1964.

²⁴ Conzemius Viktor: Zur Charakteristik von I. v. Döllinger, in Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 1959, Bd. 22, Heft 1, S. 154 ff. – Conzemius bearbeitet auch den Briefwechsel von I. v. Döllinger, den die C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München in acht Bänden plant.

²⁵ Fries, S. 59.

²⁶ Seit 1869 Mitglied der Ersten Kammer (Reichsrat). Am 27. Januar 1870 Ehrenbürger von München. – Wegen der damit verbundenen Rechte und Pflichten verdient Erwähnung, dass Döllinger am 16. August 1847 als infulierter Probst des Kollegiatsstiftes St. Cajetan investiert wurde (der Stiftsprobst rangierte nach dem Erzbischof), womit er zugleich Hofkaplan (Hof-Kapell-Direktor) wurde.

²⁷ Damit wurde Döllinger zugleich Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen Bayerns.

schaft hat er übrigens anerkanntermassen die im Elternhaus und als Student erworbenen naturwissenschaftlichen Kenntnisse verwertet und den Vorwurf des Historismus entkräftet²⁸. Gefreut haben Döllinger auch die Ehrungen, die ihm bei Vollendung des 90. Geburtstages in überreichem Mass zuteil wurden. Sie gaben ihm die Gewissheit, dass er nicht vergessen ward. Zur Ablehnung der päpstlichen Unfehlbarkeit veranlasst hat ihn einzig und allein seine Überzeugung, sein Gewissen.

2. Fries nennt allerdings «persönliche Grenzen Döllingers», die nicht übersehen werden sollten: die immer grösser werdende Verbitterung, die unversöhnliche Verschlossenheit und Unzugänglichkeit, das Unvermögen, Kränkungen zu vergessen, das unnachgiebige Beharren bei einer einmal bezogenen Stellung, das ihm ein wahrhaft unbefangenes Urteil über Kirche und Papsttum immer mehr erschwerte, so dass er das Wesen der Kirche mit ihren Extremen und ihrer Karikatur identifizierte²⁹. Wahrlich keine geringen Vorwürfe! Gewiss, Döllinger war kein Heiliger. Eigenwilligkeit haben wir selber ihm angelastet. Mögen manche der angeführten «persönlichen Grenzen» stimmen, sie reichen nie und nimmer aus, das Verhalten Döllingers zu erklären. Überdies wäre erst nachzuweisen, ob und in welchem Umfang diese persönlichen Grenzen bestanden. «Unnachgiebiges Beharren, persönliche Verschlossenheit» kann man schlecht einem Manne vorwerfen, der seinem Erzbischof geschrieben hat (29. Januar 1871): «In dem Bewusstsein der peinlichen Lage ... habe ich denn auch seit einigen Wochen begonnen, die grosse Frage ... zum Gegenstand eines erneuten Studiums und einer möglichst sorgfältigen und eindringenden Forschung zu machen. Ich lese und prüfe alles, was von römischer Seite und zur Verteidigung der Dekrete und der darin enthaltenen Lehre, teils in Italien, teils in Frankreich, England und Deutschland in jüngster Zeit erschienen ist, soweit es für mich erreichbar ist. Wenn es mir gelingt, die Überzeugung zu gewinnen, dass diese Lehre die wahre, die durch Schrift und Tradition verbürgt sei, und dass ich, der ich bisher mit der grossen Mehrzahl der deutschen Theologen das Gegenteil glaubte, mich im Irrtum befunden, dann werde ich nicht anstehen, dies ohne Rückhalt und ohne Beschönigungsversuch vor der

²⁸ Der Physiologe Voit bezeugte, dass Döllingers scharfsinnig über die Aufgaben der Naturwissenschaften urteilte. Er hat sich auch für die gute Ausstattung der ihm unterstellten Institute eingesetzt (Friedrich I, S. 74).

²⁹ Fries, S. 59.

Welt zu bekennen; ich werde dann noch weiter gehen: ich werde bemüht sein, den Schaden, den ich seit 47 Jahren durch meine im entgegengesetzten Sinne geschriebenen Bücher und gehaltenen Vorträge der Kirche zugefügt haben würde, dadurch einigermaßen gutzumachen, dass ich mich selber widerlege und meine Fehler und unrichtigen Ansichten aufdecke. Ich weiss sehr wohl, dass der Priester bereit sein muss, der Kirche auch dieses höchste und schwerste Opfer zu bringen, das Opfer seines guten Rufes und seiner Ehre vor den Mitmenschen. Aber doch nur unter einer Bedingung: dass er auch wirklich von der Wahrheit dessen, was er neu bekennen soll und der Falschheit dessen, was er bisher gelehrt hat, überzeugt sei³⁰.» Und am 29. März 1871 erklärte sich Döllinger wiederum zu öffentlichem Widerruf bereit, bittet jedoch, ihn anzuhören. Er verlange nur, dass seine Angaben und Gegenreden zu Protokoll genommen würden. Kann man mehr von einem Manne wie Döllinger erwarten und fordern? Wie kann man bei solcher Bereitschaft von Unnachgiebigkeit, Verschlussenheit sprechen!

Döllinger war von der Richtigkeit seiner Überzeugung allerdings so überzeugt und hat seine Argumente vor aller Welt dargelegt, ohne dass man sie ihm wissenschaftlich widerlegen konnte, dass man, hätte man ein *sacrificium intellectus* verlangt, ihm zugemutet hätte, anzuerkennen, zwei mal zwei sei fünf³¹. Darum konnte er am 29. Januar 1871 dem Erzbischof schreiben: «Ohne die Überzeugung von der Wahrheit dessen, was ich neu bekennen soll, und der Falschheit dessen, was ich bisher gelehrt habe, wäre eine Unterwerfung eine schwere Sünde, eine grobe Lüge³².» Er konnte sich dabei auf die katholische Moraltheologie berufen: «Es ist niemals erlaubt, gegen das Gewissen zu handeln, selbst nicht gegen das irrige» – eine Auffassung, die das Vatikanum II unmissverständlich neu betont hat (siehe auch Röm. 14.23).

3. Da man aus dem Charakter Döllingers Verhalten nicht entwerfen kann, hat die römisch-katholische Theologie es seit je (bis heute) versucht, Döllinger aus seinem eigenen Munde zu verurteilen. Man teilt sein Leben in zwei oder gar vier Hauptabschnitte ein und stellt dem Döllinger nach 1860 oder 1868 den der Frühzeit gegenüber. In einem seiner schönsten Werke, «Christentum und Kirche in der Zeit der Grundlegung» hat Döllinger Seite 31 ff. erklärt:

³⁰ Friedrich III, S. 565.

³¹ Friedrich III, S. 592.

³² Friedrich III, S. 584.

«Der Stuhl Petri sollte eine Stätte der Wahrheit, eine allen zur Stärkung des Glaubens reichende Burg des festen Glaubens bleiben... Nur Petrus ist das Felsenfundament, das der auf ihm ruhenden Kirche die Unvergänglichkeit sichert.» Wer diesen und ähnliche Sätze liest, *genau* liest, kann daraus entnehmen, dass Döllinger – was er nie geleugnet hat – für ein starkes centrum unitatis eintrat und ein zentralistisches Primatsverständnis damals besass³³. Mehr nicht. Von Unfehlbarkeit ist keine Rede. Das würde Döllingers Behauptung im Brief an Erzbischof Scherr bestätigen, er habe seit 47 Jahren nie anders gelehrt. Auch Speigls Versuch, das aus Urteilen seiner Hörer zu entkräften, erscheint sehr fragwürdig. Behauptung steht gegen Behauptung³⁴. Die Formulierungen Döllingers bedürfen einer sehr genauen Analyse. Er hat es verstan-

³³ Döllingers Auffassung, der Primat des römischen Bischofs lasse sich noch bis ins 2. Jahrhundert aufzeigen, dürfte freilich inzwischen problematisch geworden sein. Zwar war Petrus das Fundament der Kirche, insofern er den Glauben an Christus als Sprecher der Apostel bekannte, erster Augenzeuge des Auferstandenen war und zuerst die Gemeinde Jerusalem geleitet hat. Aber nach der Befreiung aus dem Gefängnis begab er sich nach Antiochia und übernahm die Judenmission, Paulus die Heidenmission. Wahrscheinlich war Petrus von da ab von der Gemeinde Jerusalem abhängig. Er fürchtete die Leute, die von Jakobus nach Antiochia kamen. Dann verlieren sich die Spuren. Ob Petrus in Rom war und dort starb, lässt sich nicht stringent beweisen, wenn auch eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür spricht. Die Gemeinde Rom bestand schon vor Petrus und Paulus. Der letztere hat sicher mehr in Rom gewirkt. Die römische Gemeinde war bald als Gemeinde der Hauptstadt des Imperiums relativ gross und hilfreich. Viele auswärtige Christen kamen dort zusammen («convenire»). Aber erst nach der Synoden von Nicea und Sardica im 4. Jahrhundert erhielt Rom durch die Kirche wegen ihrer Lage eine Art Primat zuerkannt (Ehrenprimat und erste Appellationsinstanz). Dennoch lässt sich sagen: Da im Petrusamt, das zuvor als einmaliger, apostolischer Dienst keiner Fortsetzung fähig ist, doch ein die Kirche einigender Dienst wie auch in den Diensten der Episkopen zeichenhaft aufleuchtet, kann auch einem historisch dazu prädestinierten und durch Jahrhunderte hindurch ausgeübten Dienst etwas Gottgewolltes zuerkannt werden. Wie jedes notwendige Kirchenamt bis zu dem einfachsten Priester in seinem wesentlichen Auftrag *iure divino*, in seiner zeitbedingten Ausformung *iure humano* ist, kann auch die Sorge um die *communio ecclesiae* von der Kirche, die im ökumenischen Konzil repräsentiert wird, einem bestimmten Ortsbischof übertragen werden. Dieser historisch zustande gekommene Primat hat sich, wie alle Dienstämter der Kirche, an Mt. 20.25f. auszurichten. Da Gott sich in der Geschichte bezeugt und auch der Primat Roms geschichtlich zustande kam, obwohl er im Petrusdienst (bzw. Jakobusdienst) präfiguriert und seiner Idee nach sichtbar wurde, ist die Gesamtkirche berufen, diesen Dienst, der dann *iure divino* ist, einzurichten, zu überwachen und zu beurteilen.

³⁴ Speigl, S. 130, Anm. 30. Aber Friedrich bezweifelt diese Behauptung des Grafen Spee. In den Vorlesungen habe Döllinger bis 1843 nur den allgemeinen Konzilien Unfehlbarkeit zugeschrieben. Friedrich II, S. 355.

den, sich gegen Widersacher abzuschirmen, die ihm gern wegen seiner Jesuitenfeindlichkeit und kritischen Beurteilung der Neuscholastik den Garaus gemacht hätten. Aber nehmen wir einmal an, was erst zu beweisen wäre, Döllinger habe in seiner Frühzeit wirklich eine andere Meinung bezüglich der Infallibilität – nicht der Kirche, sondern des Papstes – gehabt und vertreten, wie er ja tatsächlich manche Darstellung später als Irrtum bezeichnete, z.B. seine zu hohe Meinung vom Papsttum und dessen Verdiensten, die er revidieren zu müssen glaubte. Wäre das ein Grund, ihn darob zu tadeln?

Seinen Schülern hat Döllinger unermüdlich gepredigt, was er selber vorgelebt hat: «Der Mensch lernt nie aus, die Wissenschaft, die nicht voranschreitet, verdient diesen Namen nicht.»

4. Bleiben noch die Vorwürfe gegen Döllinger, die den *sachlichen* Boden betreten: Döllinger habe aus seinem *klassizistischen* Kirchenverständnis sich nicht zu dem Verhalten des in vieler Hinsicht ihm gleichgesinnten Newman, der sich trotz Bedenken 1870 unterwarf, durchringen können. Dieses Argument hat meines Erachtens in trefflicher Weise J. Speigl weithin entkräftet. Er weist nach, dass Döllinger sehr wohl Dogmenentwicklung anerkannte. Die alte Kirche war in Treue und Eifer, nicht in ihren Formen Vorbild für alle späteren Zeiten. «Die historische Theologie Döllingers gelangte nicht zu der Täuschung, dass die Dogmenentwicklung abgeschlossen sei.» Aber: Jedes Dogma muss in der Glaubenssubstanz immer und überall vorhanden sein^{34a}. Das aber konnte weder bei

^{34a} Das allerdings lässt sich bei Döllinger und jeder katholischen dogmatischen Erkenntnislehre nicht durch noch so geklügelte Überlegungen abmarkten, dass «was nicht in der Tradition (einschliesslich der in der Schrift fixierten, kristallisierten Tradition) aller früheren Jahrhunderte vollkommen begründet ist», ich würde hinzufügen unter Vorrang in der altkirchlichen Tradition, keinen Anspruch hat, in späterer Zeit als Dogma definiert zu werden. Die Dogmenentwicklung ist möglich, aber nur in eodem sensu, eademque sententia. Dabei haben die Theologie und das Glaubensbewusstsein der Kirche einander ergänzende Aufgaben. Das Glaubensbewusstsein ist der ganzen Kirche, einschliesslich des Kirchenvolkes, eigentümlich. Deshalb bedarf die Entscheidung der Bischöfe, die *Zeugen des Glaubens* in ihren Diözesen sind, der *Rezeption durch die ganze Kirche*. Der Glaubenssinn des Volkes hat dabei die Aufgabe, die wenigstens relativ neue Lehre als solche abzulehnen. Die Theologie – und jeder Bischof ist oder soll zugleich auch Theologe sein und so er, wie das meist früher der Fall war, Lücken im theologischen Wissen hat, hat er sich mit einem Gremium von Experten zu umgeben, auf deren Rat zu hören (ich verweise auf die hohe Stellung der Lehrer im NT), hat *wissenschaftlich* das Bewusstsein der Kirche abzuklären. Dabei muss diese Abklärung sich an

dem Dogma der unbefleckten Empfängnis noch bei der Unfehlbarkeit des Papstes aufgezeigt werden. Beides ist nie allgemein geglaubt worden und konnte darum nicht als Dogma definiert werden. Wenn Speigl Döllinger nach 1870 Vergeschichtlichung der Theologie, Verzerrung der historischen Theologie^{34a} aus kirchenge-

jene vernünftigen Regeln halten, die jeder theologischen Arbeit zuhanden sind, z. B. an den einmütigen *Väterkonsens* (wobei die Stimmen mehr gewogen als gezählt zu werden verdienen), an die *Regeln der Exegese*, an die Pflicht, strittige Stellen aus der Mitte des Evangeliums zu verstehen bzw. sie im *Kontext* mit anderen Stellen und dem *Tenor des Ganzen* zu erklären – und eben auch an die *Regel des Vinzenz von Lerin*, also an die Perpetuität und Universalität des Glaubens. Wer sich dieser Regeln bedient, macht den Glauben nicht von *ihnen abhängig, sondern stellt ihn dadurch sicher* (gegen Aber- und Irrglauben). *Auch das Lehramt*, z. B. die Bischöfe, sind verpflichtet, theologisch zu denken und sich dieser allgemein gültigen Regeln in der Auslegung zu bedienen. Tun sie es nicht, handeln sie gegen den Grundsatz: *gratia supponit naturam, non destruit, sed perficit*. Und gegen alle Vernunft! Diese Regeln würde ich – über Döllinger hinausgehend – *auch* für die eigentlichen Glaubensgeheimnisse und ihre vernünftige Eruierung – Glaube ist ja *obsequium rationabile* – gelten lassen, mit Speigl. Irgendeine geheime Glaubensquelle, die nicht längst schriftlich fixiert ist, gibt es nicht und steht weder dem Papst noch den Bischöfen zur Verfügung. Denn die Offenbarung ist mit dem letzten Apostel, den *primären Autoritätsträgern*, abgeschlossen. Die Bischöfe – und auch der Papst ist auch nur ein gewählter, durch kein neues Charisma, nur durch eine neue Aufgabe ausgezeichnete Bischof – sind *nur Hüter des Offenbarungsschatzes*, also nur sekundäre Autorität. Ihre Autorität ist genau so gross oder so gering, als sie treue Verwalter der Offenbarung sind, d. h. sich ihr unterstellen. Sie haben nur eine Amtsautorität, d. h. *keine eigene*, über das Amt hinausgehende: Ausspender der Geheimnisse (Wort und Sakrament) zu sein. Deshalb besitzen sie *keine Inspiration* – und falls, ist diese (Privatoffenbarung) irrelevant für die Kirche. Die Assistenz hat nur eine bewahrende Aufgabe. Sie ist *nicht nur* Charisma der Bischöfe, auch der Theologen, auch des gläubigen Volkes, aus dem jederzeit Propheten hervorgehen können! Diese Assistenz und was sie besagt ist noch wenig theologisch untersucht. Döllinger hat *sehr* treffliche Beiträge dazu geleistet. Speigl hat sie in den ersten vier Kapiteln erwähnt. *Gegen den Sinn der Assistenz* des Heiligen Geistes hat die römisch-katholische Kirche, besonders das Vatikanum I *gröblich verstossen*. Sie verstösst immer dann dagegen, wenn sie 1. für neue Probleme nicht genügend Zeit gewährt, sie öffentlich auszudiskutieren, 2. wenn sie der Kurie anstössig erscheinende Werke, wie den überaus hilfreichen «Janus» Döllingers, indiziert und unterdrückt, also die Tatsachen, die Wahrheit umgeht, verdunkelt, durch repressive Handlungen die Information der Bischöfe und Theologen behindert oder einer Schule gestattet, einseitig nur ihre Meinung zur Geltung zu bringen, 3. wenn sie das in der Scholastik beliebt gewordene, von Döllinger mit Recht getadelte System einer *konstruierenden* Philosophie, dort Hegel, hier die Neuscholastik, unfromm, weil ohne Ehrfurcht vor Gott, dem ganz Anderen, ihr Handwerk treiben lässt, z. B. indem sie Sätze wie *deciuit, potuit, fecit* zur Glaubensrichtschnur erhebt (hier gilt der Vorwurf, den Speigl zu Unrecht gegen Döllinger macht, dass solche Sätze *über* das Lehramt gestellt werden und es einzwängen); oder wenn geschichtliche Verzerrungen von Rom praktiziert wer-

schichtlichen Gründen vorwirft, «auf Grund einer eingenommenen Vorentscheidung gegen die Definition der Lehre vom Papst (S.154), die mit allen Mitteln verhindert werden musste», so darf dem entgegengehalten werden, dass Döllinger rechtzeitig, nämlich sobald er durch die *Civiltà Cattolica* Gewissheit erlangt hatte, dass vom Vatikanum I erwartet werde, per acclamationem diese neue Lehre anzunehmen, getreu der Bekennerpflicht als Professor alles versucht hat, dieses Dogma zu verhindern³⁵; weil er auf Grund seiner historischen wie theologischen Einsicht in dieser Frage der festen Überzeugung war, dass die Kirche einen damit für sie ruinösen Weg beschreite, wenn seine Befürchtung eintrete, ein nie in der Kirche Geglaubtes werde Dogma. Er hat damit allen seinen Fachgenossen ein Vorbild gegeben, die in solchen Fällen vielleicht zu oft ängstlich schweigen, sich nicht exponieren wollen und ihr Prophe-

den (und worden sind), die die Köpfe von allen romanischen Bischöfen verdunkelten, wie z. B. die Tatsache, dass Roskovany's Buch, «Pontifex Romanus», Bd. I, noch 1867, *drei Jahre vor dem Vatikanum I belobt* werden konnte, obwohl dieses alle erdichteten Papstbriefe der pseudoisidorischen Dekretalien noch als echte abdruckte. Ob man bei Döllinger von Arroganz sprechen kann, wie Speigl es tut (S.146, Anm. 93), wenn er in seinen «Papstfabeln» oder im «Janus» Licht in das Dunkel bringt – oder besser von solchen unwissenschaftlichen Verdunkelungsmassnahmen bei Roskovany und Pius IX. ? Es sei Speigl überlassen, diese Frage zu beantworten. Der unbefangene Leser von Speigl's in den ersten vier Kapiteln im ganzen *recht objektiven* Untersuchung stellt mit Bedauern fest, dass das 5. Kapitel ganz unangebracht Unterstellungen bringt, die durch Ausdrücke wie «Schachzüge», «fast ekstatisches Überlegenheitsgefühl», «zurechtgemachte Geschichte» hier anzuzeigen sind, aber trotz immer wieder einschränkender Beteuerungen zugunsten und zur Entlastung Döllingers *nicht überzeugend wirken*. Heute, nach hundert Jahren Kirchenleitung durch den «unfehlbaren Papst» würde Döllinger *noch mehr die Trübung des kirchlichen Bewusstseins* innerhalb der römisch-katholischen Kirche beklagen, die ja nun auch von breiten Kreisen katholischer Priester und Laien in einem bisher ungewohnten Ausmass konstatiert wird und die Hoffnung aufleuchten lässt, dass über diese Autoritätskrise in Verbindung mit einem neuen, tieferen ekklesiologischen Verständnis, wie es sich in den SOG der Priester (Petrusdienst in der Kirche) anlässlich der Bischofsynode im Oktober 1969 in Rom ankündigte, sowie durch eine pneumatologische Theologie, Döllingers Anliegen seine Erfüllung findet: Die *Reform des Hauptes und der Kurie*, weil von dort nach Hadrian VI. alle Reformen beginnen müssen.

³⁵ In grosser Eile hat damals Döllinger mit Hilfe von Huber das Buch geschrieben, das ihm als das wichtigste seines Lebens erschien, den «Janus». Vigener hat dieses gerechter beurteilt als Speigl, wenn er in ihm «einen Akt der Notwehr, eine Appellation an die Denkenden unter den gläubigen Christen, einen geschichtlich begründeten Protest gegen eine drohende Zukunft» sah. (Fritz Vigener: *Drei Gestalten aus dem modernen Katholizismus*, Möhler – Diepenbrock – Döllinger, S. 165.)

tenamt somit verleugnen. Er erkannte klar, dass die neuen Papstlehren die Einigung der Christenheit am schärfsten blockieren; *weil* sie der *Wahrheit zuwider* sind, weil sie sich *weder* aus der *fixierten* noch der *universalen Tradition* (im Sinne des Vinzenz von Lerin) eruieren lassen. Nicht zuletzt deshalb sah Döllinger durch das Dogma der Unfehlbarkeit des Einen, des Papstes, die Freiheit der Forschung aufs höchste gefährdet, die, wie er auf dem Gelehrtenkongress in München betonte, «so unentbehrlich ist, wie die Luft dem Körper zum Atmen³⁶.»

³⁶ Wie richtig Döllinger diese Gefahr erkannt hatte, ergibt ein Rückblick auf das letzte Jahrhundert. Fast alle Enzykliken der letzten hundert Jahre die doch 1. an die ganze Kirche sich richten, 2. gehorsame Befolgung, mindestens durch die Theologieprofessoren und Lehrer der Kirche, fordern, deren Nichtbeachtung, wie bezüglich der Enzyklika «*Humanae vitae*», Suspendierungen zur Folge haben und die 3. als amtliche Lehräusserungen der Päpste die Lehrkompetenz des Papstes beanspruchen (also mehr als private Meinungen!) und nicht selten ihren Äusserungen autoritative Geltung geben, enthalten fragwürdige, anfechtbare, ja falsche Aussagen. Dies gilt besonders in Fragen, in denen sich die Enzykliken auf das *Naturrecht*, die *natürliche Sittenlehre*, auf die Anthropologie und die Gesellschaftslehre beziehen. Dies bedürfte einer speziellen Abhandlung. An dieser Stelle soll nur auf wenig hingewiesen werden. Gregor XVI. schrieb in «*Mirari vos*» die Niederschlagung des Aufstandes im Kirchenstaat der Hand Gottes zu. Er verurteilte die Gewissensfreiheit als *deliramentum*, *pestilentissimus error*, bestand auf Zensur und verurteilte Trennung von Kirche und Staat. — Ganz ähnlich verurteilte Pius IX. in «*Quanta cura*» und im beigefügten «*Syllabus*» die Gewissensfreiheit, staatliche Schulhoheit, rechtliche Gleichstellung der Konfessionen und die Möglichkeit einer Aussöhnung des Papstes mit moderner Kultur. «*Syllabus*» und «*Mirari vos*» stehen aber im Gegensatz zu «*Gaudium et spes*» vom Vatikanum II. — Leo XIII. erhob in «*Aeterni Patris*» 1879 Thomas von Aquins Scholastik zur Grundlage aller theologischen Ausbildung. — Pius X. ist bekannt geworden durch globale Verurteilung des (künstlich konstruierten) Modernismus, durch eine Festsetzung der Erstkommunion der Kinder, die für Deutschland erst durch Einspruch der Bischöfe vernünftiger geregelt wurde, durch die Verfemung der «*Kölner Richtung*» (Zentrum, westdeutsche katholische Arbeitervereine und interkonfessionelle Gewerkschaften zugunsten der «*Integralen Berliner Richtung*»). Die berüchtigte «*Borromäusenzyklika* «*Editae saepe*» bezeichnete mit Worten des Philipperbriefes die Reformatoren schlicht als «*Feinde des Kreuzes ... deren Gott der Bauch*» sei, was sogar Proteste der deutschen Regierungen hervorrief. — In «*Casti connubii*» (1930) und «*Humanae vitae*» (1968) wird als Hauptzweck der Ehe, dem alle anderen unterzuordnen seien, die Nachkommenschaft angegeben und nur die empfängnisfreien Tage (wie von Paul VI.) zu nachkommenfreiem Verkehr als erlaubt beurteilt. «*Humani generis*» wagt sich an ungeklärte anthropologische Fragen (Polygenismus). Diese und andere Enzykliken, die sich oft zur Frage der Gesellschaftslehre äussern, korrigieren einander nicht nur in verhältnismässig kurzen Zeitabständen, sie stellen nichts anderes dar als ein nicht immer gut durchgearbeitetes bzw. durchdachtes Resumé der gerade vorliegenden Vorschläge

Sind das kirchenpolitische oder primär theologisch relevante Gründe ?

Döllinger hat, in die Alternative zwischen Lüge und Bann gestellt, das letzte gewählt. Damit aber hat er sich als Professor zu dem bekannt, was er den Studenten, damit sich selbst als Richtschnur ans Herz gelegt hat: «Nur derjenige kann sich derselben (der Weisheit) rühmen, der fähig und willig ist, sich der Wahrheit mit einer unbedingten und rückhaltlosen Hingebung zu weihen, ihr jedes, auch das schmerzlichste Opfer zu bringen. Dieser Wille und feste Entschluss, stets die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu suchen, gehört zu den allerschwersten und daher auch den allerseltensten Dingen, und ein Mensch, von dem dies in vollem Sinn behauptet werden könnte, wird nicht häufiger gefunden werden, als ein Mensch, der wirklich entschlossen ist, einzig und allein den göttlichen Willen zu erfüllen³⁷.»

III. Döllinger und die Studenten

Der zahlreiche Besuch der Vorlesungen Döllingers beweist die Wertschätzung, die Studenten und Gasthörer gegen ihren Lehrer hegten. «Wo Döllinger ist, da ist die Fakultät», war die Meinung³⁸. Prof. Reusch urteilt über seinen Vortrag: «Er trug sehr ruhig, klar und fesselnd vor. Ich habe keinen theologischen Professor gehört, bei welchem es so leicht und selbstverständlich gewesen wäre, auf-

der weltlichen Wissenschaften, wobei sie sich auf Fachleute ebenso stützen wie jede Regierung, die ein Gutachten ausarbeiten lässt. Nur, dass der Tenor im allgemeinen überaus konservativ, wenn nicht reaktionär klingt, den eigentlichen Entscheidungen oft ausweicht, sich autoritär verbindlich anhört und auch so gemeint ist. Von einer *besonderen Leitung des Heiligen Geistes* spürt man *nichts*. Die Offenbarung lässt uns in den meisten Fragen der Soziologie, Politik, Anthropologie, des Rechts – wenn man von den allgemeinen Prinzipien absieht – im Stich. Solange der Papst nicht die besten Theologen und die Fachexperten auf allen Gebieten zu Rate zieht, hat er, auf sich allein gestellt, sich wohl *noch nie* auf der Höhe des Zeitwissens erwiesen – und selten genug auf der Höhe des theologischen. *Aber das verlangt der Primat ja auch gar nicht*. Der Papst erfülle seinen Dienst, indem er die Fachleute rechtzeitig und aus allen Ländern und Richtungen *initiativ* einlädt, diesen die Klärung überlässt und seinen Rundschreiben *nur informativen Charakter* über den *augenblicklichen Stand der Erkenntnisse* verleihe, es sei denn, die zu treffenden Entscheidungen seien evident. (Siehe dazu auch: Rudolf Lill: Unhaltbare Lehräußerungen von Päpsten sind nichts Neues. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15. Jahrgang, 1969, Nr. 160, S. 17).

³⁷ Friedrich II, S. 212.

³⁸ Friedrich II, S. 330.

merksam zu sein. Es kam gar nicht vor, dass ich mich einen Augenblick lang gelangweilt hätte³⁹.» Da Reusch ein reifes Urteil zuge-
traut werden darf – er hatte in Bonn und Tübingen studiert – fal-
len andere Urteile nicht ins Gewicht.

Döllinger war mit dem Stoff seiner Vorlesung vertraut. «Ein-
mal» – so Reusch – «fing er an, über Kirchenrecht zu lesen, da
stand ein Student in der ersten Bank auf und bemerkte, er habe
nicht Kirchenrecht, sondern Kirchengeschichte zu lesen. Döllinger
sagte, er habe sich geirrt und nur sein Heft für Kirchenrecht mitge-
bracht; dann, nach einigem Besinnen: er möge nicht ohne Heft die
Kirchengeschichte fortsetzen, wolle also die Stunde dazu benutzen,
einen Punkt der Kirchengeschichte, den er in der letzten Stunde
behandelt habe und der besonders wichtig sei, etwas ausführlicher
darzustellen. Er sprach die ganze Stunde so, als ob er das Heft vor
sich gehabt hätte.» Das Geheimnis jedes Vortrags ist die Gabe
freier Rede. Döllinger besass sie. Die Zuhörer fesselte er nicht zu-
letzt durch sachliche Argumentation, die er in wohlgeordneter Rei-
henfolge vorbrachte. Dass Döllinger sich auf seine Vorlesungen ge-
nauestens vorbereitete, beweisen seine Kolleghefte. In der Darbie-
tung des Stoffes bevorzugte er, wie schon sein Vater, die genetisch-
historische Methode vor der systematischen.

Döllinger besass ein Herz für seine Studenten. In den Vorle-
sungen gab er ihnen sein Bestes, darnach plauderte er gerne mit
ihnen (z. B. Kolping). Mit jenen, die zu grösseren Hoffnungen be-
rechtigten, blieb er in Verbindung. Ausländern, besonders Franzo-
sen und Engländern (Lord Acton z. B.), die ihm von Freunden
empfohlen waren, gewährte er nach des Vaters Tod im elterlichen
Haus in München sogar einige Jahre Aufnahme. Seine gute Mutter
führte mit einer Köchin für sie bis zu ihrem Tod 1838 den Haus-
halt.

Allerdings verhehlte Döllinger nicht, dass es ihm Sorge berei-
tete, dass so viele Unberufene sich zum theologischen Studium

³⁹ Döllinger legt grossen Nachdruck darauf, dass «alles prinziplose, zer-
splitterte Wissen ferngehalten» und «die innere Notwendigkeit der einzelnen
Tatsache oder Lehre, ihre gliedliche Stellung im Ganzen zur Anschauung ge-
bracht wird». Der Lehrer «wird dies erreichen, wenn er nicht nur systema-
tisch, sondern zugleich historisch zu Werke geht, wenn er den ganzen geneti-
schen Prozess, den sein Fach, um zu seinem gegenwärtigen Stadium zu ge-
langen, durchlebt hat, also die Entwicklungsepochen dieser Wissenschaft
seinen Zuhörern anschaulich vor Augen stellt». Rektoratsrede 1866 (Univer-
sitäten sonst und jetzt, S. 26 f).

drängten (die theologische Fakultät zählte über 600 Studenten). Es war die Zeit, da man nachgeborene Söhne, die auf dem Bauernhof nicht bleiben konnten, gern Priester werden liess. Solchen wenig oder gar nicht Berufenen gegenüber konnte sich Döllinger als strenger Examinator erweisen. Geradezu gereizt äusserte er sich einmal, als man es einem unwürdigen Studenten allzuleicht machte. Am 20. Dezember 1829 schrieb er in einem Zirkular: «Kandidat X hat wieder, wie gewöhnlich in Dogmatik, Kirchengeschichte und Kirchenrecht kein Examen gemacht ... Wenn ein Kandidat dergestalt faktisch das Bekenntnis ablegt, dass er drei der wichtigsten Fächer nicht studiert habe, und dennoch von der Fakultät empfohlen wird, so wäre ich begierig, den Massstab kennenzulernen, nach welchem meine verehrten Kollegen die Würdigkeit solcher Subjekte messen.» Döllinger bat sodann den Herrn Dekan, in diesem Fall, wie in künftigen ähnlichen, sein abweichendes Votum im Bericht an das erzbischöfliche Ordinariat ausdrücklich zu bemerken, sonst wolle er sich lieber «alles Stimmens enthalten»⁴⁰.

Döllinger hatte als königlicher Prüfungskommissar auch bei Abschlussprüfungen an Gymnasien mitzuwirken. Wie es ihm ein wichtiges Anliegen war, sich für eine bessere katechetische Ausbildung einzusetzen, so lag ihm auch ein hohes Niveau der bayerischen Gymnasien am Herzen. Das führte zu einem Zusammenstoss mit den Jesuiten. Obwohl sich Döllinger um ein gerechtes Urteil um die Jesuiten bemüht hat⁴¹, sie auch gelegentlich in Schutz nahm, so war er doch keineswegs ihr Freund. Daraus aber hat er nie ein Hehl gemacht. Im Einklang mit Görres und Baader hat er sich einer Gründung eines Kollegs durch die Jesuiten in Bayern widersetzt. Die Erfahrungen, die er als Prüfungskommissar gewonnen hatte, haben Döllinger zu dem Urteil veranlasst: «Das Ergebnis für mich war dieses, dass ein von diesem Orden errichtetes Institut die wissenschaftliche Konkurrenz mit unseren bayerischen Gymnasien nicht werde bestehen können»⁴².

⁴⁰ Friedrich I, S. 306.

⁴¹ Im Bayerischen Landtag nahm Döllinger sie in Schutz: «Sunt mala, sunt quaedam mediocra, sunt bona plura. Ich würde sagen: von den Anklagen und Beschuldigungen, die gegen diesen so verworfenen Orden erhoben werden, sind zwei Fünftel ganz grundlos, zwei Fünftel übertrieben und entstellt, ein Fünftel etwa wahr.» (Drei Reden, gehalten auf dem bayerischen Landtag 1846, S. 9).

⁴² Friedrich II, S. 272.

An den Studentenunruhen im Zusammenhang mit Lola Montez und der Studentenverbindung Alemannia hat Döllinger keinen aktiven Anteil genommen. Anlässlich der ungerechten Versetzung des Prof. Lasaulx in den Ruhestand beschwor Döllinger in grosser Aufregung die Studenten, von der gutgemeinten Demonstration Abstand zu nehmen⁴³. Man könne seinem Kollegen keinen schlechteren Dienst erweisen als durch Demonstrationen. Sie hatten indessen in Verbindung mit den Unruhen 1848 doch mitgeholfen, dass König Ludwig I abdankte. In der Nationalversammlung trat Döllinger jedoch sehr warm für die Amnestie der bei den Unruhen der 48er Jahre beteiligten Studenten ein: «Ich bin überzeugt, es gibt keine Klasse von Personen, welche eine vollständige Amnestie, wodurch alles bis auf die Wurzel ausgetilgt wird, mehr verdient als die studentische Jugend⁴⁴.»

Wie Döllinger sich das Verhältnis von akademischen Lehrern und Studenten dachte und welche Aufgabe er den Studenten stellte, hat er in seiner Rektoratsrede vom 22. Dezember 1866 zum Ausdruck gebracht:

«Wir Professoren sind Ihnen gegenüber», so wendet sich Döllinger an die Studierenden, «nicht bloss Geber, sondern auch Empfänger. Wir empfangen von Ihnen jene verjüngende Kraft, welche uns treibt und befähigt, in dem Kreislauf jährlich wiederkehrender Vorträge nicht zu erschlaffen, sondern die einzelnen Bestandteile des Faches immer mehr zu beleben und zu gestalten und keine Bereicherung oder Verbesserung unbeachtet zu lassen. Wir treten wohl mit der Autorität des Lehrers vor sie hin, aber wir wünschen sehnlich, und all unser Trachten ist darauf gerichtet, dass im Fortgang Ihrer Studien diese unsere Autorität Ihnen immer entbehrlicher werde, dass Sie, fest auf eigenen Füßen stehend, unser zuerst auf Treu und Glauben angenommenes Wort nur noch als ein in eigener Prüfung und freier Zustimmung Ihnen gewährtes Zeugnis gelten lassen. Nicht alles, was Ihnen in den Vorlesungen dargeboten wird, kann lauterer Gold absoluter Wahrheit sein; ... wir alle ... bekennen ja willig, dass unser ganzes Leben ein Kampf ist, nicht bloss gegen fremde, sondern auch gegen eigene, oft liebgewordene Irrtümer ... Wollten wir ausruhen auf den bereits erworbenen Lorbeeren der Erkenntnis, so würden sofort neue Wahngelüste uns beschleichen ... Schwören Sie also nicht auf die

⁴³ Friedrich II, S. 321.

⁴⁴ Friedrich III, S. 39.

Worte des Meisters, meine Herren, aber geben Sie sich gleichwohl vertrauensvoll seiner Leitung hin, in der Erwägung, dass Hauptgewinn Ihrer Universitätsbildung nicht sowohl in der Summe von Kenntnissen ... besteht, als vielmehr in der Erweckung und Ausbildung jener geistigen Kräfte, mit welchen Sie jeden von aussen empfangenen oder selbst erzeugten Irrtum innerlich zu überwinden und in eigener, selbständiger Tätigkeit der Seele die Wahrheit zu entdecken vermögen⁴⁵.» Zu den Theologiestudenten gewandt, fügte Döllinger hinzu: «Sie haben sich eine Wissenschaft erkoren, welche den Anspruch macht und machen muss, dass alle übrigen zu ihr hinführen, dass sie ihrer als Grundlage wie als Schlussstein bedürfen ... Wehe, wenn die Theologie wie ein nervenschwaches Weib sich absperren wollte gegen jeden frischen Luftzug der Forschung.» Döllinger mahnte sie weiter, nicht unbesehen zu verdammen, nicht ganze Gebiete des Wissens wegzuweisen, es gelte vielmehr im Besitz des rechten Magneten zu sein, «der überall das Wahre ... an sich zieht»⁴⁵.

In seiner Rede zum 395. Stiftungstag der Universität München gab er den Studenten einen allgemein beherzigenswerten Rat: «Zwei Klippen sind es, deren Vermeidung wir Ihnen vor allem wünschen: erstens, die Beschränkung auf das zum Examen Erforderliche, zweitens den Dilettantismus des Studierens, wenn einer durch Neigung oder Bequemlichkeit sich beherrschen lässt und aus dem organisch gegliederten Stoff nur das herausnimmt und betreibt, was sich als das leichtere oder die Wissbegierde mehr reizende darstellt. Beide Verirrungen sind ebensohäufig als schädlich. Gegen beide würden Sie ein treffliches Schutzmittel finden in jener Zucht des Geistes und der Konzentration des Denkens und Forschens, welcher jeder sich unterziehen muss, der eine wissenschaftliche Materie selbsttätig ausarbeiten will und dabei gezwungen ist, das Ganze, welchem sein Thema als organisches Glied angehört, stets im Auge zu behalten.»

IV. Döllinger und die Universität

Der ungenügende Zustand der Münchner Universität blieb dem jungen Professor nicht verborgen. Er selber litt an den veralteten Bestimmungen, die ihn lange aus der inneren Fakultät und damit von der Teilnahme an den Fakultätsgeschäften und Doktorprüfungen ausschlossen. Dessen ungeachtet waren ihm die Erneuerung der Univer-

⁴⁵ Döllinger: Die Universitäten sonst und jetzt. München 1871, S. 52 ff.

sitätsverhältnisse von Anbeginn Herzenssache. So dringlich auch damals die Verbesserung der materiellen Lage der kärglich dotierten Hochschulen schien, entscheidend war die fachlich geeignetere Besetzung, in zweiter Linie die Errichtung neuer Lehrstühle. Deshalb hielt er ständig Ausschau nach tüchtigen Dozenten. Immerhin gelang es ihm, Möhlers, nicht dagegen Klees Berufung nach München durchzusetzen.

Im verständlichen Bemühen, die Verhältnisse zu ändern, liess sich Döllinger zu einem fingierten Reisebericht für das *Mémorial Catholique* hinreissen. Darin äussert sich ein angeblich französischer Besucher offenherzig über die Zustände und auch über etliche Kollegen der Münchner Universität. Die Beurteilung fiel gut aus⁴⁶. Zum Glück blieb die Verfasserschaft unbemerkt, da das *Mémorial* nur zwei Bezieher in München besass. Döllinger selbst hatte ein schlechtes Gewissen. Als Entschuldigung hätte Döllinger darauf hinweisen können, dass die Anonymität in der damaligen Zeit oft die einzige Möglichkeit war, die Regierung auf unmögliche Zustände nachdrücklich aufmerksam zu machen.

Bis zu seinem Tod blieb Döllinger der Münchner Universität verbunden. An den Sitzungen der theologischen Fakultät nahm er auch nach seiner Exkommunikation regen Anteil. Nicht selten konnte er bei Gegensätzen vermitteln. Bleibt nur noch zu erwähnen, dass Döllinger der Verbindung der theologischen Fakultät mit der Universität stets das Wort redete.

Wie schon sein Vater, hat Döllinger mehrmals sich eingehend theoretisch mit den Universitätsproblemen befasst. In der Rektoratsrede 1866 zeichnete er in einer historischen Übersicht ein sehr klares Bild der «Universitäten sonst und jetzt». Man fühlt ihm den Schmerz förmlich nach darüber, dass der Papst, um das Monopol der Rechtswissenschaft Bolognas zu sichern, allen anderen Universitäten verbot, juristische Fakultäten zu errichten; oder darüber, dass die Sorbonne in Paris lange Zeit den Franzosen das Privileg des Studiums verlieh, indes dem Deutschen das Imperium, dem Italiener das Sacerdotium gehöre. Die 1348 von Karl IV. gestiftete Hochschule zu Prag, nach französischem Muster, wurde, geteilt zwischen Slawen und Deut-

⁴⁶ In ihr fand sich z.B. auch die Bemerkung: «Döllinger, Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes, von dem man sage, dass er mit viel Klarheit und Feuer vortrage und deshalb ein sehr besuchtes Auditorium habe, der auch zu den besten deutschen Theologen gehöre und den seine literarischen Leistungen berühmt gemacht haben.» Friedrich I, S. 219, möchte, be-tü-zt über das Selbstlob, diesen Satz als eigenmächtige Einfügung des französischen Redaktors betrachten.

schen, bald in die hussitischen Stürme hineingerissen. Die Wiener Universität, 1365 errichtet, war, wie die meisten in deutschen Ländern, «nur ein aus fremden Ländern künstlich verpflanztes Institut», nicht imstande, das Bewusstsein der Nation zu bilden. Obgleich Leibnitz erklärt hatte, die deutsche Sprache eigne sich besser als jede andere zur philosophischen und wissenschaftlichen Kunstsprache, waren bis Ende des 17. Jahrhunderts alle Vorträge lateinisch gehalten worden. Als Thomasius in Halle begann, deutsche Vorlesungen zu halten, musste er zuerst deutsche Stilübungen vornehmen. Döllinger gedenkt der mit reicheren Mitteln ausgestatteten Universität Göttingen, der Hochschule Königsberg, die durch den einzigen Kant die Augen ganz Deutschlands auf sich zog, erwähnt Fichte und Schelling in Jena und vermerkt den verfehlten Versuch der Naturphilosophie, die Natur zu konstruieren, um endlich der Humboldtschen Hochschule, gestiftet «einzig nur, um geistige Bildung und gründliche Wissenschaft zu verbreiten» seine Reverenz zu bekunden. Nach einem Vergleich mit den ausländischen Hochschulen, deren besondere Vorzüge Döllinger anerkennt, kommt Döllinger zum Ergebnis, dass die Universitäten ein spezifisch deutsches Institut geworden sind. Er erblickt deren Eigenart darin, dass in ihnen sich die gesunde «Mischung von Freiheit und Gebundenheit, von corporativer Beschränkung und Selbstbestimmung bei Meistern und Jüngern» fände «sowie die vom Lehrer ausgehende Sollicitation zum eigenen Denken und Prüfen und die von der Zuhörerschaft ausströmende, dem Lehrer so wohlthuende und unentbehrliche Anregung, durch welche seine Produktion in stetem Fluss gehalten wird». Döllinger meint auch, dem Deutschen sei die Gabe verliehen, «in einem höheren Gerechtigkeitssinn jede auswärtige Leistung und nationale Eigentümlichkeit nach ihrem Wert zu schätzen». Er findet diesen historischen Sinn bei vielen Deutschen vorbildhaft ausgeprägt und nennt u. a. Namen wie V. H. Huber (Geschichte der Englischen Universitäten), Gneist (Schriften über Englisches Recht), Ranke, Schäfer, Hegel, Schack, Niebuhr, Alexander von Humboldt, Jakob Grimm, Karl Ritter, um dann seiner Überzeugung Ausdruck zu verleihen: «Überwunden und abgetan ist wohl gegenwärtig jene von Fichte begonnene, von Hegel fortgesponnene Verirrung, die den ganzen reichen Inhalt der Geschichte in ein enges und steifes Schema einzwängt und durch ihren Mechanismus der logischen Konstruktion an die Stelle der in der Geschichte sich überall bezeugenden persönlichen Freiheit eine starre Notwendigkeit setzt, die den lebensvollen Inhalt der Geschichte zu blossen Denkbestimmungen

verflüchtigt. Künftig wird die Philosophie der Geschichte als das schwierigste, aber auch vielleicht kostbarste Ergebnis akademischer Lehrtätigkeit den Nachweis zu liefern bedacht sein, dass es geistige Mächte, Ideen sind, welche die Weltgeschichte beherrschen und gestalten ...»

Diese Rede Döllingers war ein einziges Bekenntnis – man kann es nicht ohne Bewegung lesen –, dass nicht die materiellen Interessen und Leidenschaften es sind, welche die Welt bewegen und in der Geschichte der Menschheit Entscheidungen herbeiführen, sondern die *grossen Gedanken*. Solange die Universitäten dazu stehen, werden sie – so Döllinger – ihre Aufgaben erfüllen und auch das Vertrauen sich bewahren, dieser Aufgabe gewachsen zu sein.

V. Döllinger und die Wissenschaft

In der schon erwähnten Rektoratsrede von 1866 hat Döllinger seine Stellung zur Wissenschaft deutlich umrissen. Zwar stellt auch er der Universität eine vierfache Aufgabe: höhere Bildung zu vermitteln, die Jugend auf ihren Beruf vorzubereiten, Pflanzstätte für künftige Lehrer zu sein. Der vierte Beruf, der «Erweiterung des Wissenschaftsgebietes durch Forschung und literarische Produktivität» zu dienen, liegt ihm offenbar am meisten am Herzen. Der geschichtliche Rückblick und Vergleich mit den Arbeitsweisen und Forschungsergebnissen der Universitäten der grösseren Kulturnationen fiel – man vergesse nicht, dass Döllinger seine Untersuchung vor hundert Jahren vorlegte – zugunsten der deutschen Universität aus, was ihn zur Annahme berechtigt hielt, dass die deutsche Hochschule am reinsten die Idee der Universität verkörpere, obwohl das deutsche Volk unter den grossen Nationen am spätesten und «lange ohne grosse Erfolge das Institut der Universität sich aneignete», Nicht Chauvinismus verführte Döllinger zu dieser Behauptung. Er, der wie kaum ein zeitgenössischer Theologe die regsten Beziehungen zu Gelehrten ganz Europas unterhielt (z. B. mit J. H. Newman, Graf Charles R. de Montalembert, Baron Eckstein, Bischof Dupenloup, Gladstone, Lord Acton u. a.), die Literatur der Romanen wie der Engländer zu Rate zog, die Vorzüge anderer Nationen bereitwilligst anerkannte und auf der deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche mit Nachdruck für die Polen in Preussen Kulturautonomie gefordert hatte, war alles andere als eine Nationalist. Das hinderte ihn jedoch nicht, auf Grund der Realitäten, die sich

ihm aufdrängten, eine gewisse besondere Eignung der Deutschen für objektive Wissenschaft anzuerkennen. Die Ursache dieser Begabung erblickte Döllinger darin, dass die Deutschen die universalste unter den Nationen seien. «In ihrem Schosse findet sich das ächt Menschliche, Weltbürgerliche in grösserer Fülle, in reicherer Mannigfaltigkeit als bei irgendeinem anderen Culturvolk.» Die Beobachtung, dass der Deutsche dem Vorwurf einer kosmopolitischen Zerfahrenheit unterliege und «wie die Erfahrung in unseren Grenzländern und an unseren Auswanderern zeigt, leicht von einer fremden, strafferen Nationalität sich absorbieren» lasse, ist ihm offenbar nur die Kehrseite der anderen Wirklichkeit, nämlich des Reichtums, der vielseitigen Beweglichkeit des deutschen Wesens, seiner Fähigkeit, «auf jeden fremden Vorzug anerkennend und selbst liebend einzugehen, sich alles anzueignen und es sofort zu vervollkommen, was unser Volk so recht zum Centralvolk der Menschheit macht.»

Schliesslich lag der vierte Beruf der Universität gerade ihm am meisten am Herzen. Die Forschungs- und Publikationsaufgabe trat unstreitig bei ihm zeitlebens in den Vordergrund. Sie hat seiner Lehrtätigkeit nicht geschadet, im Gegenteil, sie war es hauptsächlich, die seine Vorlesungen so begehrt machten und seine Autorität und sein weltweites Ansehen begründete. «Denn gleich wie niemand die Wissenschaft bewahren kann, der sie nicht auch zu vermehren im Stande ist, so ist auch nur der fähig, wahrhaft wissenschaftlich zu lehren, der sich als selbständiger Forscher bewährt und nicht mit blossem Sammeln oder Verarbeiten eines von anderen gelieferten Materials sich begnügt⁴⁷.» Durchdrungen von der Überzeugung, dass die Wissenschaft ein organisches Ganzes sei, dass alle ihre Zweige einander befruchten oder durchdringen sollten, war Döllinger bestrebt, auch persönlich von dem Schaffen anderer Disziplinen Kenntnis zu nehmen. Es schien ihm dringend geboten, alle Vertreter der katholischen Wissenschaft geistlichen und weltlichen Standes in eine Wechselverbindung zu bringen. So reifte in ihm der Gedanke eines deutschen katholischen *Gelehrtenkongresses*. Es gelang ihm nach langer Mühe, Abt Haneberg in München und Prof. Alzog in Freiburg zur Unterzeichnung einer Einladung zu gewinnen. Ihr folgend traten 84 Teilnehmer am 28. September 1863 im Kloster St. Bonifaz in München zusammen. Als nächste Aufgaben wurden in der Einla-

⁴⁷ Rektoratsrede von 1866, S. 42.

derung erwähnt: Gedankenaustausch, Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen, Ausgleich entstandener Differenzen, Erörterung von Zeitfragen, die im Schoss der Kirche selbst oder im Gegensatz zu ihr zur Sprache gekommen sind, gegenseitige Verständigung sowie allseitige Unterstützung bedeutender wissenschaftlicher Unternehmungen, insbesondere auf dem Gebiet des Zeitschriftenwesens und der Volksliteratur. Ausgeschlossen sollten Vor- und Anträge sein, «denen der Charakter und Ernst der Wissenschaftlichkeit fehlt». Abschirmend gegen etwaigen Argwohn wird versichert, dass «die Männer, welche zum Zweck der Kräftigung des positiven Wissens und Lebens sich vereinigen, keinen anderen als einen rein wissenschaftlichen und sittlichen Einfluss in der Kirche erstreben»⁴⁸.

Trotz einiger Meinungsverschiedenheiten und Spannungen schien der ersten Versammlung katholischer Gelehrter Deutschlands ein gewisser Erfolg beschieden. Ausser der herrlichen Rede Döllingers über «Vergangenheit und Gegenwart katholischer Theologie» – auf sie ist noch zurückzukommen – rief der Vortrag Prof. Deutingers über das Verhältnis der Kirche zur Freiheit der Wissenschaft eine längere Diskussion hervor. Abt Haneberg wies das «Leben Jesus» von Renan als unwissenschaftlich zurück. Döllinger begründete seinen weitblickenden Antrag bezüglich einer eingehenderen Beschäftigung des Klerus mit Nationalökonomie und sozialen Fragen, deren Tragweite Jörg (Neuburg) in der Aussprache mit den treffenden Worten unterstrich: «Die soziale Frage ist die Frage unserer ganzen Zukunft.» Ganz im Sinn der Einladung wurden eine Reihe wertvoller Anregungen gegeben (Neubearbeitung des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte u. a. m.). Die nächste Versammlung war in Würzburg vorgesehen, ein ständiger Ausschuss mit Stiftsprobst Döllinger, Abt Haneberg, Prof. Stadlbaur, geistl. Rat Reithmayr und Prof. Hettinger beschlossen.

Wenn auch Prof. Heinrich von Mainz am Schluss erklärte: «Zur Eintracht sei man zusammengekommen, in Eintracht scheidet man voneinander», so stand das Treffen doch nicht immer unter diesem Vorzeichen. Es blieb auch für sehr lange bei dieser ersten Gelehrtenversammlung. Rom stellte Bedingungen. Die Prognose Döllingers, der die Morgenröte einer zu grossartiger Entwicklung fortschreitenden Theologie sehen wollte⁴⁹, hat sich nicht erfüllt. Die

⁴⁸ Verhandlungen der katholischen Gelehrtenversammlung in München vom 28. September und 1. Oktober 1863, S. 8.

⁴⁹ Friedrich III, S. 314.

Zeichen standen auf Sturm. Das bewies nicht nur die Tatsache, dass man Frohschammer⁵⁰, der wohl am unmittelbarsten den Anlass zu dieser Versammlung geboten hatte, nicht einladen durfte. Die Frage des Verhältnisses von katholischer Theologie und Freiheit sollte ja bald im Sinne der Neuscholastik, d. h. der Proklamierung der unfehlbaren Autorität des Papstes entschieden werden. Die in Würzburg vorgesehene Versammlung kam nicht mehr zustande. Der Bruch der deutschen und römisch-scholastischen Theologie war unheilbar geworden, sehr zum Verdruss des bereits unkirchlicher Gesinnung verdächtigten Döllinger.

Die Eröffnungsrede Döllingers in Verbindung mit Äusserungen über die Lage der Theologie, sein Verständnis der Bedeutung des Geistes bzw. der Ideen und der Geschichte bietet wohl den Schlüssel zur innersten Kammer seines Denkens und Wollens. Natürlich dient auch nach Döllinger jede Wissenschaft zuerst der Wahrheitskenntnis als solcher. Aber auch ein Döllinger wollte nicht nur die Ideen, die Welt, die Geschichte *erkennen*, er wollte durch die Wahrheit, durch die richtigen Ideen sie auch *verändern*; sie waren ihm die Mächte, die die Gesellschaft, die Welt, die Geschichte gestalten, etwa in Analogie zum Axiom: *anima est forma corporis*. Insofern war ihm die Wissenschaft nicht absoluter Selbstzweck, wie Woker meinte^{50a}.

Um Döllingers praktisches Anliegen zu verstehen, müssen wir die Situation kurz andeuten, die er in seinen jungen Jahren vorfand. Er hat sich selbst dazu geäußert. Während, so meint er, die protestantische Theologie als «erstgeborene Tochter der Reformation und das eigenste Produkt deutschen Geistes» zwei Jahrhunderte sich ruhig erbauen konnte, dann freilich in die allgemeine Geistesbewegung hineingezogen, jeden früheren Schritt «erneut biblisch und historisch prüfend in steter Gemeinschaft ... mit den anderen Wissensgebieten am Neubau rüstig fortarbeitet, entrollte

⁵⁰ Frohschammer, Professor der Theologie und Philosophie in München, wurde suspendiert, als er sich nicht unterwarf, nachdem seine Schrift «Über den Ursprung der Seelen» indiziert worden war, in der er den Generationismus vertrat. Frohschammer wandte sich auch gegen die päpstliche Unfehlbarkeit, schloss sich aber der altkatholischen Bewegung nicht an. Das 1862 ergangene Verbot seiner Schrift «Über die Freiheit der Wissenschaft» hat das Grundthema der Münchner Gelehrtenversammlung mitbestimmt und ihr eine besondere Aktualität gegeben, neben den kurz zuvor erschienenen Papstfabeln Döllingers.

^{50a} IKZ, 1923, S. 325.

sich für die katholische Theologie ein tragisch zu nennendes Geschick. Wir sehen die Theologie nach der Reformation dreieinhalb Jahrhunderte lang in absoluter, knechtischer Abhängigkeit von den Fürsten; diese aber wurden geleitet von den Gewissensräten, den Jesuiten, welche ihrerseits die meisten Lehrstühle innehaben und durch die Bücherzensur über Sein und Nichtsein theologischer Schriften, mitunter auch ihrer Verfasser verfügen. Vergeblich würde man in dieser Theologie das Gepräge oder auch nur einen Hauch deutschen Geistes suchen; sie nährt sich kümmerlich von der reich besetzten Tafel der französischen und italienischen Literatur. Erst nach Aufhebung des Jesuitenordens (1773) versucht sie es, ihre durch lange Einschnürung starr und steif gewordenen Glieder zu regen und zu recken. Endlich, seit dem Jahr 1827 etwa, wagt sie es, gestützt auf die viel früher und mit freierer Bewegung ausgebildete protestantische Schwester, belehrt und gewarnt durch deren Wege und Irrwege, ernstlich gemeinter Forschung sich hinzugeben⁵¹.»

Es will und kann sich hier nicht darum handeln, Döllingers theologische Grundanschauungen auszubreiten. Das bedarf einer eigenen Untersuchung. Für unseren Zweck genügt es, den Versuch zu machen, Döllingers Grundabsichten zu erspüren, die gleichsam als Kompass und Motor seinem Schaffen und seinem Weg die Richtung wiesen, sei es ihm selbst vielleicht auch gar nicht voll bewusst geworden.

Wir stellten bereits fest, welch grosse Bedeutung Döllinger dem Geist, der Wahrheitserkenntnis für das praktische Handeln zuwies. Andererseits war Döllinger überzeugt – all seine Werke legen davon Zeugnis ab – dass die katholische Kirche die wahre, von Christus gewollte Kirche sei. Um so schmerzlicher empfand er eine gewisse selbst verschuldete Inferiorität gegenüber den Reformationskirchen in der Wissenschaft, insonderheit in der Theologie, sowie in ihrem Erscheinungsbild. Er fand dies um so bedauerlicher, als er die Spaltung aus religiösen und nationalen Gründen aufs heftigste bedauerte. Sie zu überwinden, sah er zwar als ein schweres, aber durchaus nicht unmögliches, jedenfalls gebotenes Ziel an. Als ein hiezu gangbarer, darum pflichtgemässer Weg erschien ihm

1. die Überwindung der eigenen, beschämenden Unzulänglichkeit, vornehmlich der Theologie, die der protestantischen ihre

⁵¹ Akademische Vorträge, II. Band.

Ebenbürtigkeit, ja Überlegenheit beweisen müsse. Hiezu fand er im Görreskreis in München, aber auch in Münster, Wien und Tübingen, zeitweise auch in Mainz, gute Ansätze vor⁵², die neben den zahlreichen Konversionen sein katholisches Selbstbewusstsein stärkten.

2. der Nachweis, möglichst aus dem Mund der Protestanten selbst, dass der Weg der Reformatoren ein Holzweg, ein verkehrter sei. Er selbst machte sich, angeregt von Möhlers Symbolik, die ihn stark beeindruckte, daran, diesen Nachweis durch sein dreibändiges Werk «Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfang des lutherischen Bekenntnisses» (1846/48), freilich nicht immer in ausgereifter Weise, zu erbringen.

Einer von «Superstition gereinigter, der alten Kirche konformeren Kirche», der es gelänge, wie ein Magnet alles Gute – auch aus den Reformationskirchen – an sich zu ziehen und damit ihre echte Katholizität offenkundig zu machen, müsse, so dachte Döllinger, es gelingen, auch den Protestanten die Wiedervereinigung, ohne die auch die nationale Einheit nicht zu erhoffen sei, erstrebenswert erscheinen zu lassen.

Da von Deutschland die Spaltung ausgegangen sei, sei es auch dazu verpflichtet, die unerlässliche Vorarbeit für die Wiederaussöhnung zu leisten. Die Vorsehung habe den Deutschen «das Charisma der wissenschaftlichen Schärfe und Gründlichkeit, der rastlosen und in die Tiefe dringenden Forschung und der beharrlichen Geistesarbeit einmal gegeben; mit diesen Pfunden nicht wuchern zu wollen, wäre sträfliche Versäumnis»⁵³. «Uns allein», sagt Döllinger in seiner beachtenswerten Eröffnungsrede der Gelehrtenversammlung, «ist das Geschick widerfahren, dass das scharfe Eisen der Kirchentrennung mitten durch uns hindurchgegangen ist und in zwei fast gleiche Hälften uns zerschnitten hat, die nun nicht voneinander lassen und doch nicht miteinander leben können. Zwei Hälften,

⁵² In München scharte sich um die Gräfin Gallitzin ein Kreis begeisterter Theologen (Overberg Katerkamp); in Tübingen lehrten Möhler, Hefele, Kuhn; die Tübinger Quartalsschrift erregte Aufsehen. Zierden der Freiburger Fakultät waren Hirscher und Staudenmaier; in Wien war der Hofbauerkreis. Liebermann (Mainz), Sailer (Regensburg), Günther (Wien), Hermes (Bonn), Baltzer (Breslau) wurden von Döllinger ebenfalls geschätzt neben Görres, Franz von Baader in München (Zeitschrift Eos).

⁵³ Gelehrtenversammlung, S. 44 f. – Die überstarke zeitbedingte Betonung des Deutschtums durch Döllinger zeigt eine Grenze Döllingers an. Die heutige Situation, zumal in den angelsächsischen Ländern, hat sich grundlegend geändert.

sage ich, die sich in des Herzens Tiefe nach Wiedervereinigung sehnen, weil sie den Fluch dieser Spaltung bei jedem Schritt und Tritt, in jedem Pulsschlag des nationalen Lebens empfinden. Es ist ein dunkler Schatten, der auf unsere Geschichte gefallen ist. Als Nation siechen wir wie der vom vergifteten Pfeil getroffene Philoktet an dieser fort und fort eiternden Wunde ... Vielen scheint sie unheilbar ... Solange die Heilung nicht erfolgt, mühen wir uns vergeblich ab mit Versuchen einer besseren politischen Gestaltung ... Erst vor vier Tagen hat das gelesenste unserer Tagesblätter es ausgesprochen: «Die deutsche Einheit ist die Vereinigung der Confessionen in Deutschland^{53a}. Wir müssten uns selber aufgeben, müssten an unserer Zukunft verzweifeln, wenn wir von dem Glauben lassen wollten, dass die religiöse Einigung möglich, ja dass sie gewiss sei – so gewiss, als die deutsche Nation kein untergehendes, sondern ein lebenskräftiges Volk ist, und die Kirche die Verheissung hat, dass die Todesporten sie nicht überwältigen werden^{53a}.»

Dieses Ziel, die Einigung der Christenheit, die – wie erwähnt – er auch nach seiner Exkommunikation auf den Unionskonferenzen in Bonn 1874 und 1875⁵⁴ anstrebte, sah Döllinger durch zwei Entwicklungen bedroht, denen er sich entgegenstemmt. Die eine, die er schon fast überwunden glaubte, erblickte er in den «durch die construirende Methode erzeugten Systemen, an denen Deutschland dreissig Jahr lang fruchtbar gewesen»⁵⁵. Allzu vorschnell hat er von ihnen behauptet, sie seien zerfallen, ihre Schulen hätten sich aufgelöst. Döllinger konnte nicht ahnen, dass, da Karl Marx sich weitgehend der Hegelschen Denkweise bemächtigt hatte, Hegel eine Renaissance im 20. Jahrhundert erleben sollte. Döllinger rät, anstelle dieser vermeintlich definitiven Vollendung der Philosophie, die in Hegels System erreicht sei, solle man die Studenten ermuntern, Geschichte der Philosophie zu studieren.

Die zweite, nicht minder grosse Gefahr sieht Döllinger in dem Vordringen des Ultramontanismus bzw. der neuscholastischen Theologie, die seit der Wiedererrichtung des Jesuitenordens den Primat des Papstes zum Papat umgestalten wollte und die besonders in

^{53a} Allgemeine Zeitung 24. 9. 1866.

⁵⁴ Sie waren seit langem der erste Versuch eines ökumenischen Gesprächs, der sehr wesentlich der 1889 bzw. 1933 erfolgten Interkommunion der Altkatholiken und der Anglikanischen Kirchengemeinschaft vorgearbeitet hat.

⁵⁵ Universitäten sonst und jetzt, S. 47.

Frankreich Verbündete in La Mennais, Lacordaire, Veillot und de Maistre fand, die unter dem Eindruck der Französischen Revolution für ein starkes Papsttum als Gegengewicht gegen die auflösenden Zeittendenzen die Trommel rührten. Döllinger, der noch von seinen Lehrern die alte deutsche Auffassung übernommen hatte, der 1848 für ein deutsches Nationalkonzil eingetreten und über die eigenmächtige Definierung der «Unbefleckten Empfängnis» und den «Syllabus» erschrocken war, sah durch diese Entwicklung seine Hoffnung auf Wiedervereinigung der Christenheit und auf eine Erneuerung der Kirche im Geist der alten Kirche aufs äusserste gefährdet. Noch schien es Zeit, das Umsichgreifen dieser papalistischen Bewegung zu verhindern. Aber nur dann bestand dafür Aussicht, wenn es gelang, die deutsche Theologie zu einen, zu warnen und durch qualifizierte Theologen die Lehrstühle zu besetzen. Noch einmal sei betont, diese Vorstellungen mögen nicht als strategischer Plan Döllinger in all seinen Unternehmungen bestimmt haben, aber seine Äusserungen und Handlungen lassen eine andere Deutung nicht zu. Was ihr zu widersprechen scheint, lässt sich aus dem Versuch erklären, nicht vorzeitig sich in eine Rolle drängen zu lassen, in der man ihn, der sich sowieso Feinde zugezogen hatte, jeder Einflussnahme berauben konnte. Wie anders will man die Beschwörung Döllingers begreifen: «So hat die abendländische Scholastik, in ihrem ungeschichtlichen Sinne und mit der ihr eigenen selbstgenügsamen Unkenntnis der ganzen anatholischen Tradition und Kirche, den verhängnisvollen Bruch mit dieser Kirche mächtig gefördert und die Heilung desselben erschwert. Einer der frömmsten und gelehrtesten Männer, deren die römische Kirche sich rühmen kann, der Cardinal Bona, trägt kein Bedenken, dieses scholastische, die Sakramentenlehre und die liturgische Doctrin verwirrende Satzungswesen zu den Satanskünsten zu rechnen, durch welche die morgenländische der Kirche des Occidents entfremdet, beide Hälften der Kirche voneinander gerissen worden sind. Es war eine bittere Erfahrung, die hier gemacht worden ist und sie enthält zugleich die *ernste Mahnung*, dass es wohlgetan sei, die *Theologie Wissenschaft bleiben zu lassen und ihren noch auf unsicherem Fundament ruhenden Conclusionen nicht vorschnell Charakter und Bedeutung kirchlicher Satzungen zuzuerkennen*⁵⁶.»

In diesem Zusammenhang muss jener Satz einen für Döllinger gewichtigen Inhalt besitzen, als er, nachdem er die Autorität der

⁵⁶ Gelehrtenversammlung, S. 50, 55, 58, 53, 25.

Kirche betont hatte, ausrief: «Wir dagegen wollen der deutschen Männer gedenken, die uns voran- und bereits hinübergegangen sind: eines *Gügler, Frey, Möhler, Klee, Staudenmeier*, und die jüngere Theologiegeneration auf ihr Vorbild verweisen. Sie haben die Treue gegen die Kirche *mit der freien Selbständigkeit der wissenschaftlichen Forschung zu verbinden gewusst.*» Die Folgerung daraus sieht Döllinger darin gegeben, dass man unterscheidet, ob etwas ein *dogmatischer* oder nur ein *theologischer* Irrtum sei. Ist es nur ein theologischer, solle man ihn nicht mit Verketzerung, sondern mit rein wissenschaftlichen Waffen bekämpfen. «Gegen wissenschaftliche Verfehlungen und Verirrungen dürfen nur gleichartige Mittel angewendet werden. Wer anders verfährt, schädigt die Theologie und die Kirche, welche nun einmal eine lebenskräftige und sich fortbildende Theologie nicht entbehren kann. Dass aber in dieser nur durch Irrtümer hindurch der Weg zur Wahrheit führe, welches in der Zukunft eben so gelten wird, wie es in der Vergangenheit sich bewährt hat.»

Döllingers Hoffnung, dass die deutsche Theologie⁵⁷, die in so vielen Vertretern zu grossen Hoffnungen berechtigt hatte, es sei nur erinnert an Diepenbrock, Sailer, Hirscher, Möhler, Klee, auch an Hermes, Günther, Baader, die auch zur Zeit der Gelehrtenversammlung viele gleichgesinnte Männer besass, die später mit Döllinger den Weg vor das Tor hinaus gehen mussten (z. B. Reusch, Friedrich, Huber, Langen, Knodt, Reinkens, Baltzer, Michelis, Schulte u. a.), Bannerträger seiner Auffassungen würde, hat sich nicht erfüllt. Als das Dogma die Geschichte besiegt hatte, waren auch die Erwartungen Döllingers auf eine Aufhebung der Spaltung

⁵⁷ Sie hielt sich an das Wort St. Bernhards, der die «Furcht vor der Forschung», weil sie etwa auf Abwege führen möchte, nebst der Gleichgültigkeit gegen das Wissen und der Trägheit des Lernens, zu den Dingen rechnet, für die es keine Entschuldigung gibt (Friedrich III, S. 318). Döllinger hat ausdrücklich verschiedenen Schulen Daseinsberechtigung zuerkannt. «Wenn gegenwärtig in Deutschland zwei theologische Richtungen bestehen, so ist das *an sich* kein Übel, vielmehr in mancher Beziehung als Gewinn zu achten, vorausgesetzt nur, dass beide wahrhaft wissenschaftlich sind und dass sie sich wechselseitig Freiheit der Bewegung gestatten.» (Friedrich III, S. 321). Andererseits hat er erklärt, als Phillips an den Papstfabeln (Honorius) Anstoss nahm, er habe sie geschrieben, «dass man nicht die Tatsachen nach dem System, sondern das System nach den Tatsachen zurecht machen solle». Und sarkastisch vergleicht er die Vertreter der römischen Schule mit Leuten, die mit Pfeil und Bogen, die Vertreter der deutschen Theologie mit solchen, die mit Feurgewehren schiessen.

der Christenheit vorerst zu begraben. Der weitere Verlauf des Weges Döllingers wie der römischen Kirche ergab sich zwangsläufig und unabwendbar. Lange ist es um den grossen Theologen und Kirchenhistoriker Döllinger still gewesen. Man schwieg ihn tot oder mäkelte an ihm herum. Heute mehren sich auffällig die Anzeichen dafür, dass man Döllinger auch auf römisch-katholischer Seite Gerechtigkeit widerfahren lässt. «Wer wie Döllinger» – so schreibt Johann Finsterhölzl – «einen organischen Aufbau der Kirche herausstellt, in dem das allgemeine Priestertum aller Getauften anerkannt wird, die Priester von den Bischöfen als Brüder ernstgenommen werden und die Bischöfe ihre Verantwortung für die Gesamtkirche erkennen, einen Aufbau, in dem die bischöfliche Kollegialität in grossen und kleinen Synoden verwirklicht werden kann, in dem eine Nationalkirche ihren Rang erhält, um als profilierte Vielheit in die Einheit der Gesamtkirche unter dem Träger des Primats als dem Schlussstein einzugehen, ein Theologe, der das lehrt, muss auch von der heutigen Kirche als ‚Peritus‘ beigezogen werden⁵⁸.»

Döllinger hat der theologischen Wissenschaft die Aufgabe gestellt, das «wissenschaftliche Bewusstsein zu vertiefen, welches die Kirche von sich selbst, von ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, von ihrem Lehrgehalt, ihrer Ordnung und ihren Lebensnormen besitzt»⁵⁹. Er selber hat diese Aufgabe mit ökumenischem Weitblick ergriffen, sich dabei der damals hilfreich anbietenden historisch-kritischen Methode bedienend, aber immer dessen eingedenk, dass der christliche Theologe auch als Wissenschaftler seine Arbeit nur recht leisten kann, wenn er bei allem *Fortschreiten* an Erkenntnis die *Kontinuität* wahrt und weiss, dass die *Freiheit* der *Gebundenheit* und die *Gebundenheit* der *Freiheit* bedarf.

Döllingers Verhältnis zur Wissenschaft wäre ungenügend dargestellt, würden wir nicht noch seines Eintretens für einen *überkonfessionellen Geschichtsunterricht* und seiner Tätigkeit als *Vorsitzender der Bayrischen Akademie der Wissenschaften* gedenken. Beides fällt in die Zeit, da andere sich vom tätigen Leben zurückziehen.

Am 21. April 1882 trat Döllinger dem von Bischof Dinkel verteidigten Antrag «Der Geschichtsunterricht wird in der Regel nach Konfessionen erteilt» in der ersten Kammer ganz im Sinn seiner Rektoratsrede vom Jahre 1871 entgegen. Er wies daraufhin, dass

⁵⁸ Finsterhölzl Johann, Ignaz von Döllinger, Graz, 1969, S. 9.

⁵⁹ Gelehrtenversammlung, Einführungsvortrag.

es verderblich sei, immer wieder neue Schlagbäume zu erfinden, statt die Kluft zwischen den Konfessionen zu verringern. Der Antrag müsse in seiner Konsequenz dazu führen, dass der Geschichtsunterricht den Geistlichen anzuvertrauen sei. Bei dem heutigen Stand der Wissenschaft werde auf den Hochschulen Geschichte objektiv, wahr und unbefangen geschrieben. Er habe selbst, als man ihn gebeten habe, ein Lehrbuch der Geschichte für die Gymnasien für den katholischen Unterricht auszuarbeiten, es als unmöglich empfunden, solchen tendenziösen Anforderungen zu entsprechen und den Auftrag zurückgegeben.

Es wurde schon erwähnt, dass König Ludwig II. Döllinger nach Liebig's Ableben am 15. Mai 1873 zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates ernannte. Döllinger empfand dies erst als «eine neue Last», aber er hat diese dann tapfer und mit grossem Geschick auf sich genommen. Er sprach in den Akademie-sitzungen nicht nur feinsinnige Nekrologe auf die verstorbenen Mitglieder der Akademie; seine meisterhaften Vorträge in den Festakademien, die er, mit grösster Spannung erwartet, vor einem erlesenen Publikum hielt, erfüllten die Versammlung mit einem ehrfürchtigen Schauer. Die Allgemeinverständlichkeit darf jedoch nicht zur Annahme verleiten, es handle sich um populärwissenschaftliche Darbietungen. Wohl wählte Döllinger solche Themen, die allgemeines Interesse beanspruchen durften. Aber was er bot, war Ertrag fleissiger Arbeit und des Überblicks, der nur einem Manne möglich war, der sein ganzes Leben der Forschung gewidmet hat. Cornelius, der Sekretär der historischen Klasse, hat denn auch bezeugt: «Wir haben ihn hier oft bewundert, wie er aus goldener Kelle verschwenderisch die Schätze seines Wissens spendete»⁶⁰. Noch heute verdienen die Akademischen Vorträge von denen kurz vor Döllingers Tod die beiden ersten Bände gedruckt vorlagen und von denen bezeugt wurde, dass hier «ein König der Wissenschaft rede»⁶¹, gelesen zu werden. In seiner Akademierede 1881 behandelte Döllinger ein Thema: «Die Juden in Europa», von dem Finsterhölzl⁶² urteilt: «Die katholische Theologie hat kaum ein Dokument aufzuweisen, das Döllingers Rede an christlicher Haltung an die Seite zu stellen ist. Nur die erleuchtetsten unter den Konzilsvä-

⁶⁰ Friedrich III, S. 641.

⁶¹ Finsterhölzl, S. 93.

⁶² Friedrich III, S. 643.

tern des II. Vatikanum sind ihm darin zu vergleichen.» Von den 28 Vorträgen seien besonders genannt: Die Politik Ludwigs XIV., Die einflussreichste Frau der französischen Geschichte (Maintenon), Dante als Prophet und der letzte, ein Jahr vor seinem Tod gehaltene Vortrag über den Templerorden. Adolf Harnack darf als unbestechlicher Kronzeuge zitiert werden. Er sagt von den akademischen Vorträgen: «Wo gäbe es heutzutage einen zweiten Historiker, der mit Fleiss, mit dieser Umsicht, mit dieser Fähigkeit, fremde Eigenart zu verstehen, sich in der Geschichtsschreibung aller Zeiten heimisch gemacht hat, wie Döllinger? Wie über die Universalgeschichte der Kirche, so vermag er Rechenschaft zu geben nicht nur über die politische und Kulturgeschichte Deutschlands, sondern ebenso Europas, ja bis nach Indien reicht sein Blick⁶².» Döllinger hat damit bewiesen, dass er nicht nur von Studenten und der Theologie gefordert hat, den Zusammenhang mit anderen Zweigen der Wissenschaft zu pflegen. Er hat selber stets danach gestrebt und dadurch den universalen Blick gewonnen, der jeden Leser seiner Werke noch heute stark beeindruckt.

Des Knaben Herz entbrannte über einem Wort St. Bernhards. An der Schwelle des Greisenalters schrieb Döllinger in das Vorwort seines «Janus»: «Melius est, ut scandalum oriatur, quam veritas relinquatur.» Es stammt von demselben St. Bernhard.

Die reine, lautere Wahrheit aus und in Liebe ergriffen und bezeugt, befreit zum Werk, das und wie es Gott von uns will. Vor Ignaz von Döllinger, der als Professor die Wahrheit bekannt, der als Historiker den Studenten und der Wissenschaft gedient, als Rektor die Ideale der deutschen Hochschule vertreten, als deutscher Theologe die universale Katholizität verkündet hat, verneigen wir uns in Ehrfurcht und Dankbarkeit.

Frankfurt am Main,

Paul F. Pfister